

HILDEGARD VON BINGEN (1098–1179) und die Geologie

1. Biographie, Klöster und Landschaft

Von

EBERHARD KÜMMERLE*

Kurzfassung: In der „Physica“, die HILDEGARD VON BINGEN zugeschrieben wird, finden sich vielfältige Aussagen, die in das Gebiet der Geologie und Mineralogie hineinreichen. Ihre Informationsquellen gibt die Verfasserin nirgends an. Es kommen ältere Schriften in Frage, über die viel gerätselt wurde, dazu mystische „Schauungen“, Intuition und zeitgenössischer Aberglaube. Nur ein Teil des Inhalts spiegelt Beobachtungen und Erfahrungen im Nahe-Rhein-Gebiet wider.

Inhalt

1. Die Sonderstellung der „Physica“	19
2. Die Landschaft entlang der Nahe	21
3. Standort und Relikte der HILDEGARD-Klöster	25
4. Versuch einer Deutung	35
5. Schriftenverzeichnis	39

1. Die Sonderstellung der „Physica“

Die Verdienste HILDEGARDS für die Naturkunde des Nahe- und Rheingaus wurden schon früher in den Jahrbüchern des Nassauischen Vereins für Naturkunde gewürdigt (ROTH 1971). Nicht ohne Reiz ist es, einmal die geologischen Aspekte der HILDEGARDSchen Physica zu betrachten.

Die Frage, ob denn HILDEGARD VON BINGEN tatsächlich Verfasserin der ihr zugeschriebenen Schriften ist, wurde zum Teil beantwortet. Grundlage für die Echtheit ist ja der Nachweis, daß die überlieferten Handschriften zu Lebzeiten HILDEGARDS entstanden und von ihr beaufsichtigt worden sind. Fest steht, daß im Kloster Rupertsberg Nonnen mit dem Schreiben und Kopieren von Büchern betraut waren. Die theologischen Schriften und zahlreiche HILDEGARD-Briefe sind auch tatsächlich dort entstanden (SCHRAÐER & FÜHRKÖTTER 1956). Dazu

* Dr. E. KÜMMERLE, Hauptstraße 67, 6228 Eltville am Rhein 4.

gehört der bemalte Scivias-Kodex, um 1165 angefertigt. Eine originalgetreue Kopie besitzt die Hessische Landesbibliothek in Wiesbaden. Hier liegt auch der „Riesenkodex“, auch „Kodex mit der Kette“ genannt. Er enthält beispielsweise den „Ordo virtutum“. Dieser Kodex entstand zwischen 1180 und 1190, also **nach HILDEGARD**.

Was an naturkundlichen und medizinischen Schriften HILDEGARDS in unsere Zeit gelangte, ist die spätere, erweiterte und ergänzte Bearbeitung eines HILDEGARD-Originaltextes. Die Handschriften erlauben aber nicht, den „Archetypus“, die Urfassung, zu rekonstruieren (SCHWITZGEBEL 1979).

So wurde der im Kern wohl von HILDEGARD stammende Text „Liber subtilitatum diversarum naturarum creaturarum“ später zweigeteilt in den „Liber simplicis medicinae“, ab 1533 „Physica“, und den „Liber compositae medicinae“, später „Causae et Curae“ genannt. Die ältesten bekannten Handschriften beider Teile stammen aus dem 13. Jahrhundert.

Die „Physica“ enthält neben botanischen, zoologischen und medizinischen Aussagen auch solche geologisch-mineralogischer Art. Zwar gab es zur Zeit HILDEGARDS hierzulande kaum Naturwissenschaft im heutigen Sinne; auch wurden Pflanzen, Tiere und Steine vorrangig auf ihre Eignung für das leibliche Heil des Menschen untersucht. Man muß sich vorstellen, daß noch im 17. Jahrhundert die Fossilien des Alzeyer Meeressandes als Spiele der Natur angesehen wurden und noch im 18. Jahrhundert als Beweise der Sintflut galten (SCHELLMANN 1981).

Dagegen erkannten schon XENOPHANES VON KOLOPHON im 6., STRABO im 1. Jahrhundert v. Chr. und auch LEONARDO DA VINCI (1452–1519) die wahre Bedeutung der Fossilien.

Der erste deutsche Geologe, AGRICOLA, der u.a. die damals berühmten Werke GALENS modernisieren half, erwähnt noch um 1556 Berggeister und Kobolde, die wie Bergleute gekleidet, aber nur drei Spannen hoch seien.

Im 7. Buch der „Physica“ werden Drachen beschrieben und das Einhorn, das sich nur von jungen adeligen Mädchen einfangen läßt. Es finden sich nicht nur schwere Irrtümer, so soll der Kuckuck ein Nest bauen und der Hase sein Geschlecht wechseln. Auch verhängnisvolle Behauptungen werden gemacht: Eulen sollen den Tod von Menschen vorauswissen; lebende Fledermäuse sollen, auf den Rücken des Patienten gebunden, Gelbsucht heilen.

Wahrscheinlich ist, daß HILDEGARD Augenzeugin von Überschwemmungen gewesen ist, denn solche spielen in ihren Schriften eine vorrangige Rolle. „Und wenn dann wiederum eine Überschwemmung der Flüsse entsteht, nehmen jene Flüsse viele von jenen Steinen mit und führen sie in andere Gegenden, wo sie nachher von den Menschen gefunden werden“. Speziell zum Achat: „Wenn aber dann die Überschwemmung der Wasser emporkommt, dann nimmt sie den Stein vom Sand und führt (ihn) zu anderen Gegenden“ (4. Buch, Von den Steinen).

GEISENHEYNER (1911) bezog dies auf die Achatgerölle, die im Hochwasser der Nahe mitgeführt würden. Dem widerspricht aber, daß HILDEGARD die Entstehung der Edelsteine in ferne, sonnendurchglühte Berge des Ostens verlegt. Die Vorkommen gerade im Nahegebiet bleiben unerwähnt. Sie werden aber spätestens 1375 von anderen Autoren genannt (BANK 1984) und waren sicher viel früher bekannt, also auch schon zur Zeit HILDEGARDS.

Alle bekannten vorhildegardischen Schriften wurden seither geprüft, inwieweit sie als Vorlage für die „Physica“ benutzt worden sein könnten. So die Werke von ARISTOTELES (384–322), THEOPHRASTOS (371–287), VERGIL (70–19), PLINIUS d.Ä. (23 oder 24–79), DIOSKURIDES (1. Jahrhundert n. Chr.), der Physiologus (4. Jahrhundert n. Chr.), GALENUS (129–199), ISIDOR VON SEVILLA (ca. 560–636), WALAHFRID STRABO (808 oder 809–849), AVICENNA (980–1037), CONSTANTINUS AFRICANUS (gest. 1087) MARBOD VON RENNES (ca. 1035–1123) und HUGO VON ST. VIKTOR (ca. 1100–1141). Keiner dieser Autoren kommt als die maßgebende Quelle HILDEGARDS in Frage, ganz abgesehen davon, daß ihre unzureichenden Lateinkenntnisse gar nicht erlaubt hätten, die genannten Schriften zu lesen. (Allerdings wurde damals schon in deutsch aus den genannten Schriften unterrichtet.)

Wahrscheinlicher ist, daß Zeitgenossen HILDEGARDS ihr Anregung gaben, Texte übersetzten und Kenntnisse vermittelten, wie Bischof SIWARD VON UPSALA, der 1138 den Altar der Bekenner auf dem Disibodenberg weihte. In seiner ansehnlichen Bibliothek besaß er auch ein Steinkundebuch (FÜHRKÖTTER 1972). Auch WIBERT VON GEMBLoux, der von 1177–1180 die Schriften HILDEGARDS stilistisch überarbeitete, soll eine treffliche naturkundliche Bildung mitgebracht haben.

2. Die Landschaft entlang der Nahe

HILDEGARD VON BINGEN wurde 1098 in Bermersheim bei Alzey geboren (FÜHRKÖTTER 1981) und mit acht Jahren in die Frauenklause beim Kloster Disibodenberg bei Odernheim an der Nahe gegeben. (Abb. 1–3). Nach dem Tod der Äbtissin JUTTA VON SPONHEIM übernahm HILDEGARD 1136 das Frauenklosterlein und gründete 1147 von hier aus ihr Kloster Rupertsberg bei Bingen. Von dort aus erfolgte 1165 die Gründung des Benediktinerinnenklosters Eibingen bei Rüdesheim am Rhein. Das Leben HILDEGARDS erfüllte sich also, sieht man von ihren Reisen an den Niederrhein, den Main, die Mosel, zum Schwarzwald und zur oberen Donau ab, im Gebiet der Nahe und deren Mündung. Ob sie auch Eberbach, die Klause St. Georg bei Johannisberg und Kloster Gottesthal bei Oestrich besuchte (ROTH 1918), sei dahingestellt.

Die Landschaft spiegelt sich in den Schriften wider. So die Nähe der Abteien zu Gewässern und die vom Weinbau geprägte Umgebung. An der Nahe wie im Rheingau ist der Weinbau bis heute wichtigste Bodennutzung. Am steilen Süd-

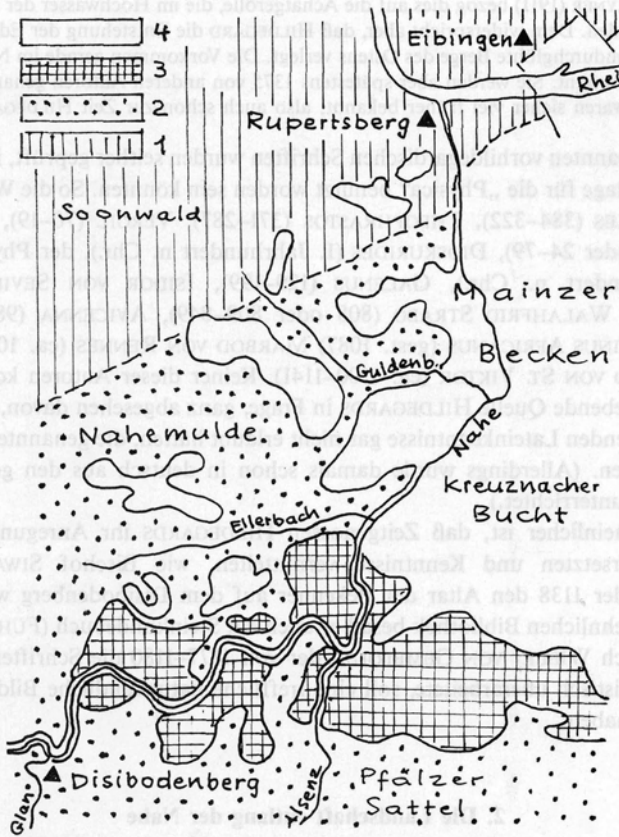


Abb. 1. Geologische Skizze der unteren Nahe bis zur Mündung in den Rhein bei Bingen.

- | | |
|--|---------------|
| 1 = Tonschiefer, Sandstein, Quarzit: Devon | |
| 2 = Tonstein, Sandstein, Konglomerat: | } Permokarbon |
| 3 = Magmatische Gesteine (Rhyolith, Dazit): | |
| 4 = Ton, Lehm, Schluff, Sand, Kies, Kalkstein: Tertiär und Quartär | |

hang des Disibodenberges wächst seit alters her Wein; im Rupertsberger Konventsgarten lagen zwei Morgen Weinberge, und es gab zeitweilig Weinausschank. Eibingen lag mitten im Weinbaugebiet. Wein war für die Klöster Nahrungsmittel und wirtschaftliche Grundlage. Er hatte Symbolcharakter für das Blut Christi. Wein spielt, wie wir sehen werden, eine ganz wesentliche Rolle in der Therapie, vor allem der Lithotherapie nach HILDEGARD.

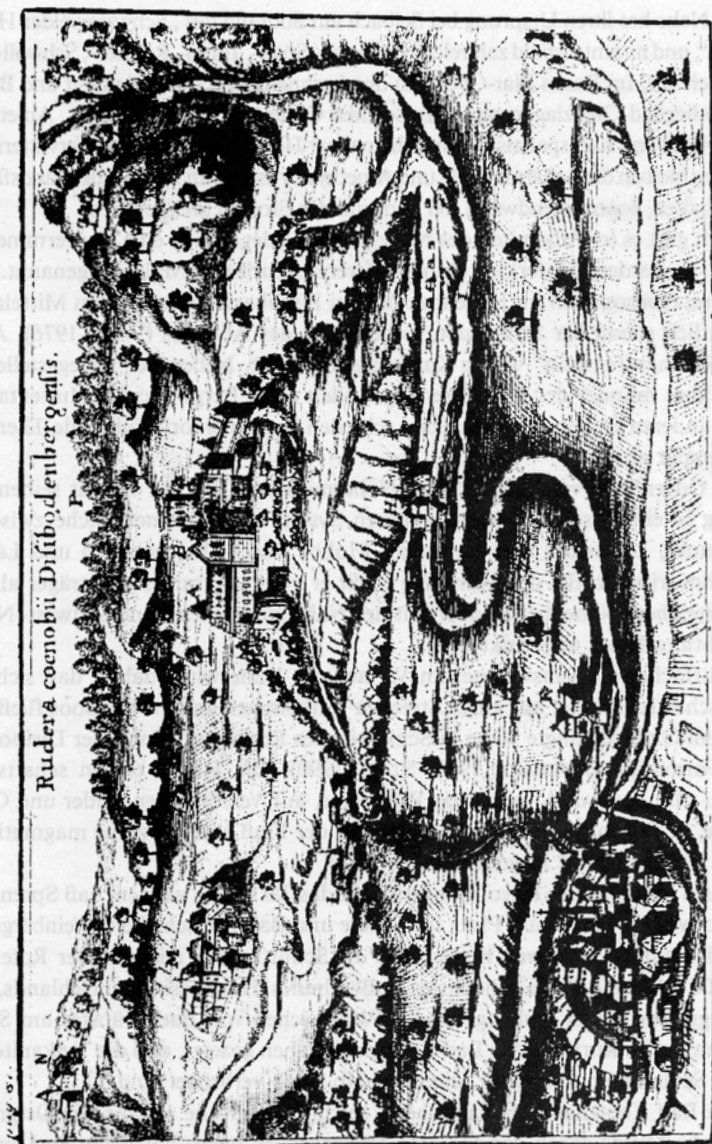


Abb. 2. Klosterruine Disibodenberg bei Odernheim, an der Nahe mit Umgebung, von Südosten. Kupferstich von G. C. JOANNIS 1724.

Rechts der Bildmitte der Disibodenberg, im Vordergrund der Glan, in Bildmitte die Nahe. Rechts Mündung des Glans in die Nahe. Vorn links Odernheim mit Weg (heute Straße) nach Duchroth, darüber Sobernheim. Links oben Dhaun.

Die Nahe hat ihren Ursprung bei Selbach am Südrand des „Schwarzwälder Hochwaldes“, und nimmt alsbald zahlreiche Bäche wie Söter-, Traun-, Reichen-, Schwoll- und Idarbach auf. Im Raum Idar-Oberstein durchschneidet sie Dacit, Andesit und Basalt der Rotliegend-Grenzlagergruppe. In solchen Gesteinen kommen Achat, Amethyst, Bergkristall und Kalkspat als Füllung ehemaliger Hohlräume vor. Beim Verwittern des Gesteins bleiben die Achatmandeln und Amethystdrusen kraft ihrer Widerstandsfähigkeit erhalten, liegen irgendwann frei und sind der Erosion preisgegeben.

Auch gibt es in Vulkaniten des Nahegebietes gelegentlich eine Kupfermineralisation. Es werden Kupferkies, Buntkupfererz, Azurit und Malachit genannt. Das Kupfererzvorkommen im Hosenbachtal bei Fischbach war schon im Mittelalter, vermutlich schon zur Römerzeit, Gegenstand des Abbaues (WILD 1976). Auch am „Rheingrafenstein“ wurde Kupfererz abgebaut. Neben der Anlegestelle der Nahefähre mündet der Entwässerungsstollen eines Bergwerks im Huttental.

An anderen Stellen im Nahegebiet schieden Bariumchlorid führende Thermen Schwerspat ab.

Bei Odernheim vereinigt sich die Nahe mit dem Glan. Er nimmt seinen Ursprung in einem schwer überschaubaren System vieler kleiner Bäche zwischen Waldmohr, Landstuhl und Ramstein. Mohr-, Kusel-, Reichenbach und Lauter sind ihm tributär. Bei der Mündung fließt er zwar langsamer und träger als die wasserreichere Nahe, behält aber mit der Nahe zusammen seine Südwest-Nordostrichtung kaum abgelenkt bei.

Mehrfacher Gesteinswechsel im Verlauf der Nahe wirkt dahin, daß sich der Landschaftscharakter auf kurze Strecken vollkommen ändert. Bis Boos fließt die mit dem Glan vereinigte Nahe in Schichten des Rotliegenden wie der Disibodenberg-Formation (ATZBACH 1983, STAFF 1990). Die Hänge tragen schattseitig Busch- und Laubwald, sonnseitig Weinberge, auf Verebnungen Felder und Obstbäume, in Talsohlen Wiesen. Ab Boos tritt der Fluß erneut in eine magmatische Folge aus Dacit und Rhyolith ein (Abb. 1).

Dieses Kreuznacher Rhyolithmassiv läßt das Tal so eng werden, daß Sprengungen notwendig waren, um Platz für Straße und Bahn zu schaffen. Weinberge gehen hier nur noch so weit hinauf, wie die Schutthalden reichen. Der Rotenfels mit 200 m Höhe gilt als höchstes außeralpines Felsmassiv Deutschlands, der Rheingrafenstein ist namengebendes Wahrzeichen von Bad Münster am Stein. Bohrungen im Kurpark von Bad Kreuznach haben gezeigt, daß die Vulkanite auf jenen Sedimenten auflagern, die oberhalb Boos verbreitet sind.

Von Bad Kreuznach bis Sarmsheim zeichnet die Nahe sodann die Ostgrenze der Nahe-Mulde gegen das Mainzer Tertiärbecken nach. Vor allem ab Laubenheim ist die „Nahetalstörung“ im Gelände deutlich wahrnehmbar, und ihr verdankt dieses Dorf die aussichtsreiche Lage über dem Fluß. Die Kreuznacher Bucht zwischen den Nahebergen im Westen, dem Rand des Rhein Hessischen Plateaus im Osten, dem Engtal im Süden und dem Rochusberg im Norden ist eines der sonnigsten und trockensten Gebiete Deutschlands.

In Höhe von Sarmsheim schneidet die Nahe den Hunsrück-Südrand. Er ist identisch mit einer Verwerfungslinie, an welcher Rotliegendes an Devongesteine grenzt. Das bedeutet einen Farbwechsel der Böden: Rotbraun wird von grünlich und hellbraun abgelöst.

Die meist marinen Relikte des Mainzer Meeresbeckens greifen westlich der Nahe sowohl auf Rotliegend- als auch Hunsrückgesteine über. Eine alte Meeresküste mit Halbinseln und Inseln wird sozusagen exhumiert, emporgehoben, so daß Austernriffe in über 300 m über NN gefunden werden wie bei Steinhardt, Waldböckelheim und Staudernheim (SPUHLER 1933, GEIB 1950). Auch der Rochusberg war ein Teil der Küste: Brandungsgerölle mit Resten von Meeresfossilien zeugen bei der Kapelle oberhalb Büdesheim davon.

Die Ablagerungen eines Ur-Rheines und einer Ur-Nahe breiten sich zwischen Rheingrafenstein und Ingelheim und auf weiten Teilen Rheinhessens aus. Der Rhein hatte damals, in jüngsttertiärer bis altquartärer Zeit, zwischen Worms und Bingen schon die Richtung, die er heute unterhalb Bingerbrück durch das Schiefergebirge verfolgt.

Im Kies von Ur-Rhein und Ur-Nahe finden sich interessante Gerölle: Achate, schwarze Kieselhölzer, chalcedonartig verkieselte Süßwasserkalke, schwarzweiße Onyx, rötliche Eisenkiesel, Bergkristall aus Drusen, dunkelbraun durchscheinender Chalcedon und Kieseloolith, letzterer wohl aus lothringischem Jurakalk hervorgegangen.

Nur geologisch läßt sich erklären, warum die Nahe vor ihrer Mündung noch eben den harten Quarzitriegel des Scharlachberges durchschneidet, anstatt den bequemerem Weg durch die Senke von Gaulsheim zu nehmen: der Fluß war da, ehe der Berg sich hob. Der Rücken des Rochusberges war einst ein Talboden des Rheins. Je höher der Berg aufstieg, desto tiefer mußte sich der Fluß einschneiden. Die Nahekiese im Engtal zwischen Rupertsberg und Scharlachberg lassen erkennen, wie die Nahe sich im Lauf der Eiszeit einschnitt. Die Stelle war ihr vorgezeichnet durch Verwerfungen: die Ausstriche von Oberem und Unterem Taunusquarzit passen beiderseits der Nahe nicht spiegelbildlich zusammen, sondern erscheinen gegeneinander verschoben.

Auch in den jüngeren Nahekiesen kommen vereinzelt Achatgerölle vor, so auch auf der 200-m-Verebnung am Rupertsberg (WAGNER & MICHELS 1930).

3. Standort und Relikte der HILDEGARD-Klöster

Die Ruinen des Klosters Disibodenberg erheben sich auf einer bewaldeten Bergkuppe beim Zusammenfluß von Nahe und Glan (Abb. 1–3). Nur zum Teil geht das Gemäuer auf die Zeit HILDEGARDS zurück. Auch ist unbekannt, wo genau die kleine Frauenklause auf dem Bergplateau stand (STANZL 1992). Der

gesamte Hügel besteht aus hellbraunem Sandstein mit wenigen Tonsteinlagen, der „Disibodenberg-Formation“. Ein recht typischer Block daraus, mit markanten Fließwülsten, ist das Schillerdenkmal an der Straße Odernheim–Duchroth. Auch das wichtigste Baumaterial des Klosters ist der „Nahesandstein“ des Unterrotliegenden. Er stammt aus Steinbrüchen der Umgebung, von Odernheim, Staudernheim und Obermoschel. Selbst Werksteine und Grabplatten ließen sich aus diesem Gestein meißeln.

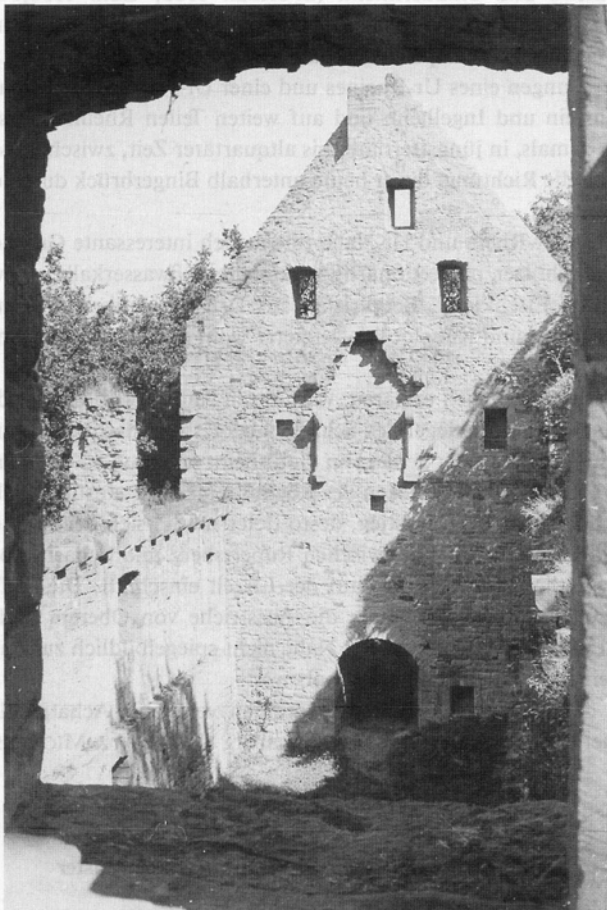


Abb. 3. Klosterruine Disibodenberg. Inneres des Hospiz von Südwesten. Die Ruinen der aus der Zisterzienserzeit (1259–1559) stammenden Gebäude sind am besten erhalten und überragen eindrucksvoll die Baumwipfel.

Eine nicht zuletzt geologische Frage ist die nach der Wassergewinnung für das ehemalige Kloster, fehlen doch im gesamten Gebiet stärkere perennierende Quellen (ATZBACH 1983). Daher war man zumindest zeitweise auf Zisternen angewiesen, die das Niederschlagswasser sammelten. Im Kreuzhof befindet sich zwar ein Brunnen. Seine Betonabdeckung läßt aber vorerst unklar, ob es nur eine Zisterne war oder aber ein Tiefbrunnen, der dann vermutlich bis in das Niveau der Talsohle hinabgereicht hat.

Kloster Rupertsberg stand imposant auf einem felsigen Taunusquarzitgang über der Nahe (Abb. 4–6). 1857 wurde der Fels gesprengt, um Platz für die Bahn zu schaffen. Im Norden und Süden schließen sich an den Quarzitzug „Bunte Schiefer“ an, rötliche und grünliche Tonschiefer. Man kann sie am Fuß der Burg Klopp besichtigen wie auch unter dem Mauerwerk der Ostapsis der kleinen Brückenskapelle unter dem östlichen Widerlager der Drususbrücke (Abb. 4).

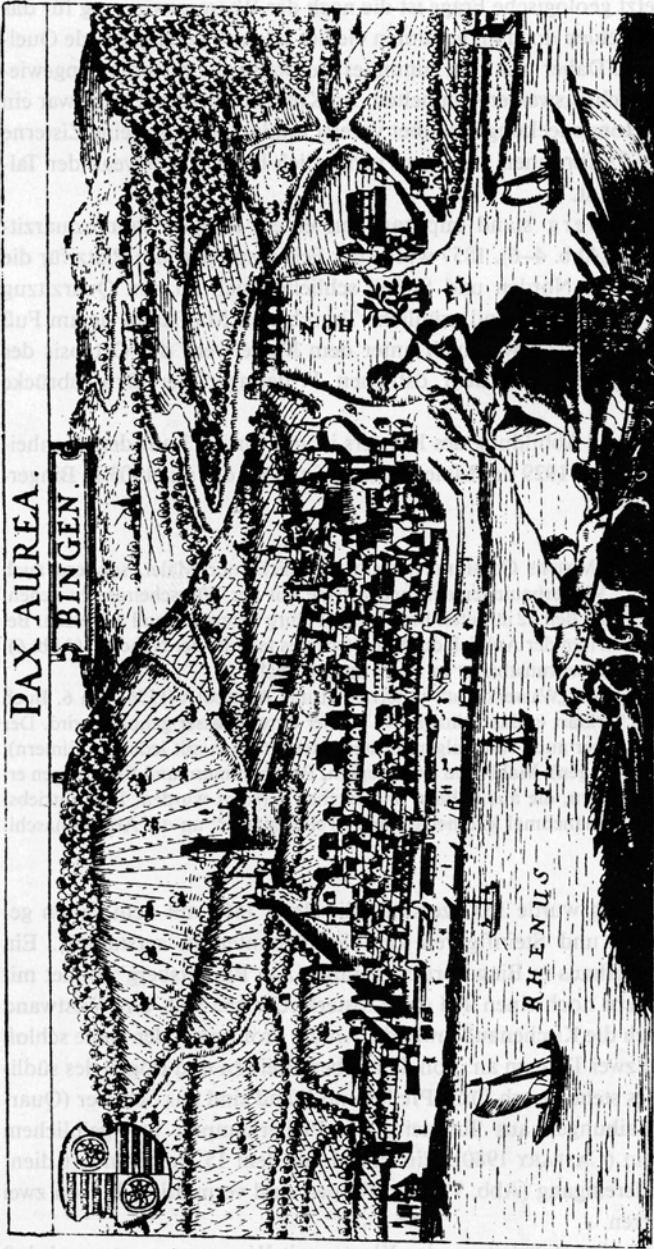
Die älteste erhaltene Abbildung des Klosters ist die von 1513 auf dem Isenheimer Altar. Sie entdeckte 1929 der Maler HANNY FRANKE, der seit 1903 in Bingerbrück beheimatet war.

Meister GRÜNEWALD, MATHIS GOTHART-NITHART, war nicht nur Maler, sondern auch „Wasserkunstmacher“, Wasserbauingenieur, und pflegte mit der Wünschelrute zu gehen. 1510 hatte er den Auftrag, den 52 m tiefen Brunnen auf Burg Klopp instand zu setzen. Bei dieser Arbeit prägte sich ihm der Anblick des Rupertsberges jenseits der Nahe ein (Abb. 6). 1528 ist GRÜNEWALD Wasserkunstmacher in Halle an der Saale.

Über die Bedeutung der „Wasserkunst“ unterrichtet uns AGRICOLA (1556). Im 6. Buch von „De re metallica“ erklärt er das Prinzip, wie Wasser durch Wasser gehoben wird. Der Antrieb von Pumpen, aber auch von Bulgenkünsten (Hebeanlagen mit ledernen Eimern), Göpelwerken (Förderanlagen), Mahl- und Rührwerken, Pochhämmern und Blasebälgen erfolgte mittels Wasserrädern, die aus Flüssen und Bächen versorgt wurden. Die Antriebsenergie wurde über ein manchmal kilometerlanges „Feldgestänge“ an die Arbeitsmaschinen übertragen.

Kloster Rupertsberg wurde 1632 zerstört, die Reste 1857 mit dem Felsen gesprengt, Werksteine und Steinfiguren zum Straßenunterbau zerstampft. Ein Büro- und Geschäftshaus in Bingerbrück, Straße „Am Rupertsberg“, bildet mit seinen Grundmauern noch einen Teil der Klosterkirche ab: Süd- und Westwand sind ungefähr noch die Kirchenaußenwände. An die Front nach der Nahe schloß sich der Chor mit zwei Türmen an. Von den sieben Pfeilern und Bögen des südlichen Mittelschiffes stehen noch fünf, Pfeiler und Wand sind aus Schiefer (Quarzit?), die Bogenlaibungen aus Tuffstein, die Pfeilerkämpfer aus gelblichem (Nahe-?) Sandstein (CASPARY 1980). Ein Portal aus dem 15. Jahrhundert dient naheseitig als Kellereingang (Abb. 7). Die Wap-pen sind vermutlich die von zwei Mainzer Domherren.

Wir wissen, daß eine Rohrleitung das Kloster mit Wasser versorgte, und daß es in allen Arbeitsräumen Fließwasser gab. Über die Wassergewinnung ist wenig



Nulla salus bello, pacem te poscimus omnes: Aurea libertas in firma pace tenetur.

*Kein Glück beim Krieg zu jederzeit,
Im Friede lebt die gülden Freiheit:*

*Grantz Teutschland jetzt erfahren hat,
Was Krieg off sich hat in der that.*

bekannt. Am Fuße des ehemaligen Klosters entspringt die „Hildegardisquelle“. Zu ihr stieg man vom südlichen Seitenturm der Klostermauer hinab (HERTER 1976). Die Quelle entspringt aus klüftigem Taunusquarzit, wie man ihn über der Bahn anstehen sieht. Im Zuge des Bahnbaues mußte sie 1859 neu in Nähe des ursprünglichen Quellaustritts gefaßt werden. Heute ist sie, in einer gemauerten Nische verborgen, auf bahneigenem Gelände weitgehend vergessen und kaum zugänglich.

Für die Versorgung des Klosters hätte gewiß die Ergiebigkeit des Quellchens nicht ausgereicht. Es lag auch zu tief. Wahrscheinlich ist, daß oberhalb am Berg hang gelegene Quellen genutzt wurden.

Nach der geologischen Karte (WAGNER & MICHELS 1930) treten Quellen an der Auflagerung sandig-kiesiger Tertiärschichten auf Taunusquarzit auf. So beim heutigen Panorama-Freibad am Rupertsberg (derzeit ungenutzt).

Daß Quellen über geschichtliche Zeiträume hinweg schütten, läßt sich nachweisen. Der „Draisbrunnen“ in Bingen, in Bunten Schiefen gefaßt, versorgte schon das Römerkastell „Bingium“ mit Wasser. Von 1562 bis 1922 diente er der städtischen Wasserversorgung, und noch immer fließt er, an der Ecke Mainzer/Kurfürstenstraße, aus.

Die Karlsquelle bei Heidesheim, deren Wasser schon KARL DER GROSSE fassen ließ, um es in einem gemauerten Stollen in seine Pfalz nach Ingelheim zu leiten (WAGNER 1931), wird noch heute zur Wasserversorgung genutzt.

Das alte HILDEGARD-Kloster E i b i n g e n ist uns nur in wenigen Abbildungen bekannt (Abb. 9). Von den ursprünglichen Gebäuden steht nichts mehr. Süd- und Westflügel des Klosters wurden 1817 abgebrochen. Auf den alten Grundmauern wurden Kirche und Ostflügel neu errichtet. Sie brannten aber 1932 ab. Die heutigen Gebäude, Kirche in Ziegelsteinbauweise und Pfarrhaus aus z. T. Taunusquarzit, Rechteckgewänden und Wappenkartusche von 1736, stammen aus dem Jahr 1935.



Abb. 4. Bingen. Kupferstich, DANIEL MEISSNER zugeschrieben. Blick auf die Nahemündung mit Kloster Rupertsberg und der „Drususbrücke“, die in ihren Ursprüngen nicht auf DRUSUS, sondern auf WILLIGIS, 975–1011 Erzbischof von Mainz, zurückgeht. Hinter Burg Klopp der Scharlachkopf.

Der Künstler verbindet mit der friedlich daliegenden Landschaft eine Betrachtung über den „goldenen Frieden“:

„Kein Glück beim krieg zu jederzeit
Im Fried lebt die gülden freyheit.
Gantz Teutschland jetzt erfahren hat,
Was krieg uff sich hat in der that.“

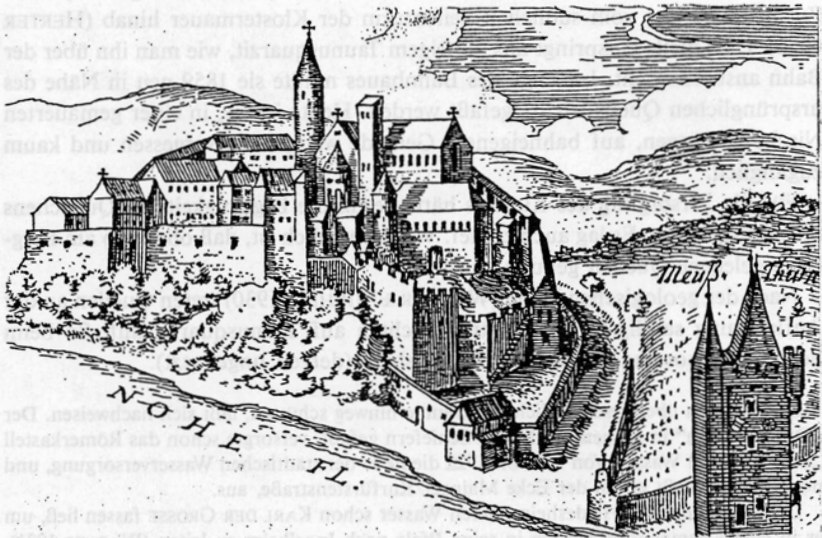


Abb. 5. Kloster Rupertsberg. Kupferstich, DANIEL MEISSNER zugeschrieben (1620). Der Mäuseturm ist (in seiner alten Form) mit dargestellt, denn er gehörte seit 1152, einer Schenkung Erzbischof HEINRICHS I. zufolge, zum Klosterbesitz. Am naheabwärtigen Ende des Klosters die Nikolauskapelle, die sowohl vom Kloster als auch vom Ufer her zugänglich war. Im Hintergrund die Hunsrückberge.

Der Mäuseturm mit der ihn gerade (rechts) erklimmenden Maus veranlaßt den Künstler noch zu einer Betrachtung über die Maus:

„Mus uni non fidit antro“ (Eine Maus traut nicht einer einzigen Höhle):

„Nicht allezeit ein listig Mauß

Ihr Wohnung hat in einem Hauß.

Sie suchet jhr ein andre baldt

und hat in viel höln jhrn auffhalt“.

Abb. 6. Blick von Burg Klopp über die Nahe nach Bingerbrück.

Über der Nahe, links vor dem Turm der Johanniskirche, am linken Bildrand das „Herterhaus“ mit Mansardwalmdach. Im Untergeschoß dieses Büro- und Geschäftshauses sind Reste der Rupertsberger Klosterkirche erhalten.

Vom Aufnahmeort sah MATHIAS GRÜNEWALD die Kloster-ruine stehen, als er 1510 den aus der Römerzeit stammenden Brunnen auf Burg Klopp im Auftrag Erzbischof URIELS VON GEMMINGEN begutachtete.



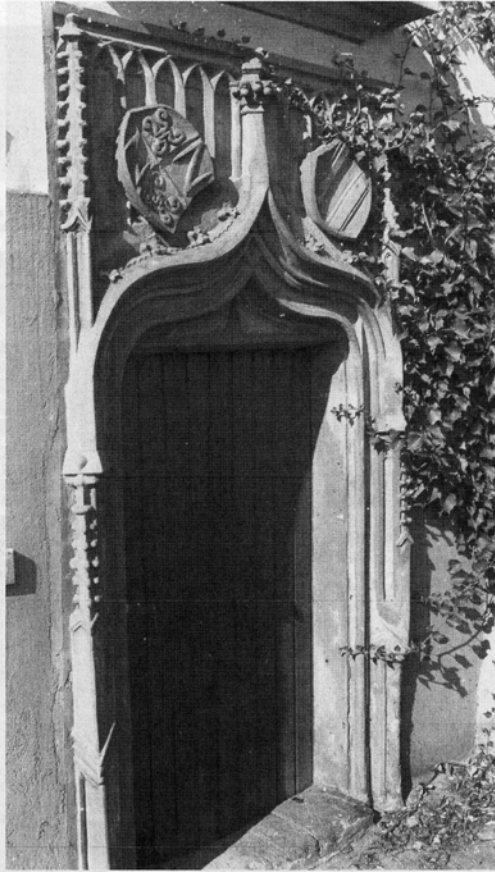
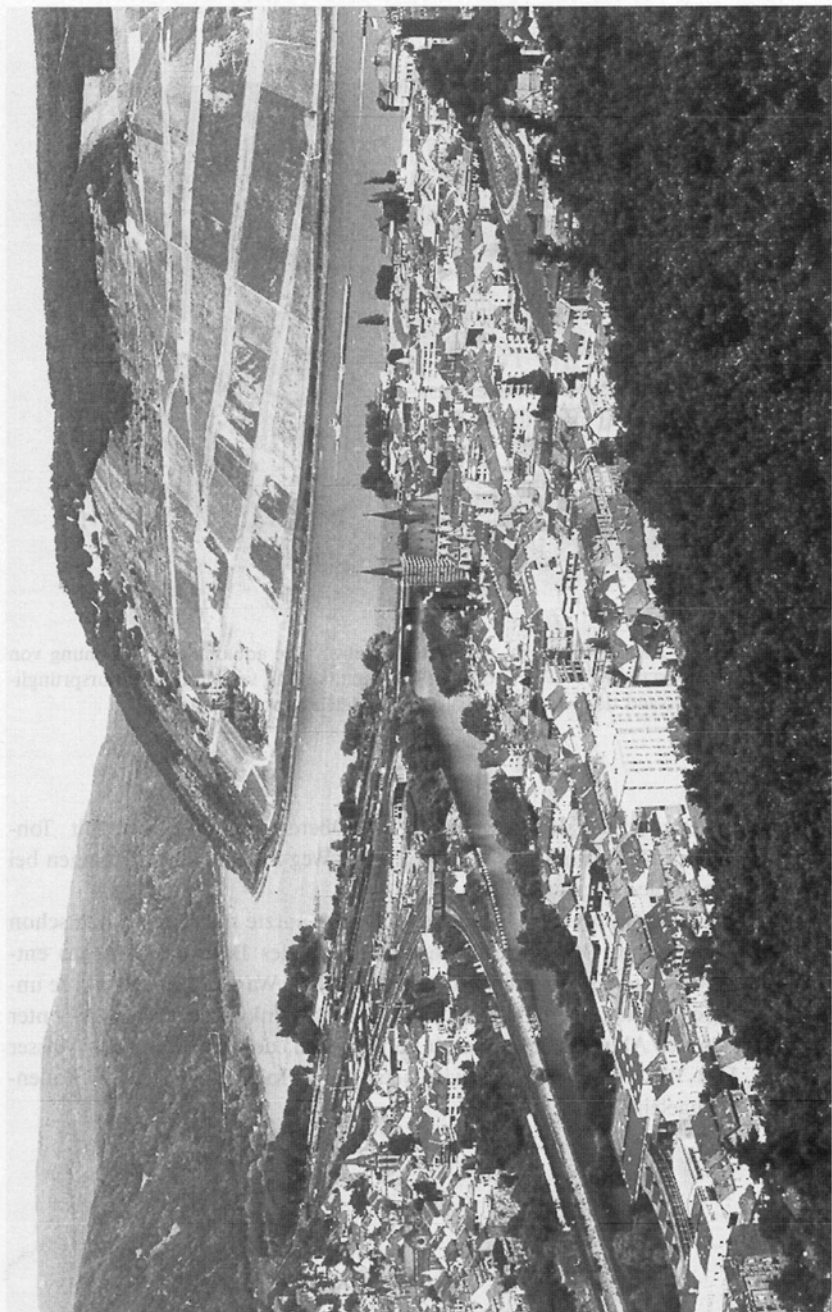


Abb. 7. Spätgotisches Portal vom Ende des 15. Jahrhunderts als naheseitiger Kellereingang des „Herterhauses“. Einziger erhaltener äußerer Schmuck des Klosters Rupertsberg. Wapensteine vermutlich der Mainzer Domdechanten BERNHARD VON BREIDENBACH und PHILIPP VON BICKEN.

Abb. 8. Blick vom Scharlachberg auf die Nahemündung.

Am rechten Bildrand Burg Klopp, links der Nahe Bingerbrück. Das „Herterhaus“ (weiß) neben der Brücke über die Bahn gibt die Stelle an, wo Kloster Rupertsberg stand (Straße „Am Rupertsberg“).

Rechts der Niederwald (318 m), am Waldrand „Rosseln“ aus Taunusquarzitschutt. Rechts im oberen Hangteil der Leiengipfel. Links im Hintergrund der Franzosenkopf (618 m).



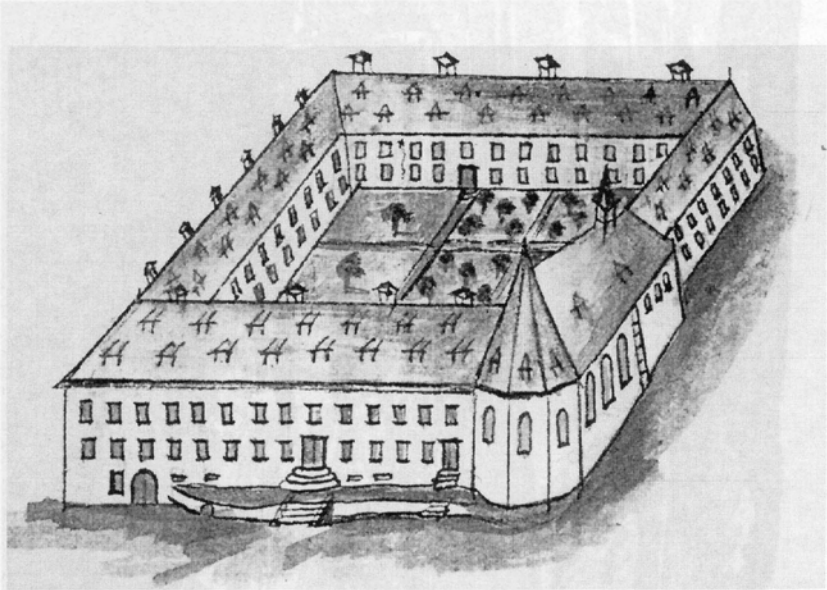


Abb. 9. Das alte Kloster Eibingen, von Osten gesehen. Die aquarellierte Zeichnung von JOSEPH OTTO, 1763–1788 Propst zu Eibingen, kommt vermutlich dem ursprünglichen Zustand des von HILDEGARD gegründeten Klosters nahe.

Der Untergrund des Klostergeländes ist Oberer Taunusquarzit mit Tonschiefereinlagen. Man kann solche Gesteine am Weg im Tal östlich Eibingen bei der Nonnenmühle freigelegt sehen.

Zur Wasserversorgung des ehemaligen Klosters nutzte man vermutlich schon den „Drachensteiner Born“, der früher oberhalb des Bildstocker Weges entsprang. Er versorgte bis 1930 auch die neue Abtei mit Wasser. Danach wurde unter dem Stockerpfadgraben ein fast 500 m langer Trinkwasserstollen tief unter den Türmen der Abteikirche hindurch vorgetrieben, der dem Born das Wasser abgrub. Das Wasser des Stollens wird jetzt dem Hochbehälter beim Stollenmundloch zugeleitet.

4. Versuch einer Deutung

Wenngleich die „Physica“, wie erläutert, keine wissenschaftliche Naturkunde ist, so sind doch manche Aussagen erstaunlich zutreffend, gerade solche, die auf das Umfeld der HILDEGARD-Klöster bezogen werden können. Es verdichten sich somit die Hinweise, daß die „Physica“ tatsächlich im Nahegebiet abgefaßt worden ist.

So werden im 2. Buch (über die Elemente) die Gewässer behandelt. Es stehen dabei immer zwei Fragen im Vordergrund: ob das Wasser für den menschlichen Körper gut ist und ob die Fische in dem Wasser für den Menschen gesund sind. Neben diesen medizinischen werden dann auch Aussagen geologisch-geographischer Art gemacht.

Bei der Nahe sei alles in ihrem Lauf unbeständig, sie fließe zuweilen schnell, zuweilen träge, so lesen wir. In der Tat waren bis zu ihrer Stauregelung Wasser- und Geröllführung der Nahe sehr unregelmäßig: Ihre Hochwässer galten für die Orte in der Talau als unberechenbar. Beim Hochwasser von 1627 beispielsweise verlegte die Nahe ihr Bett bei Sobernheim um 100 m nach Süden, so daß die steinerne Brücke des Meddersheimer Weges zum Spott der Nachbarorte plötzlich auf dem Trockenen stand.

In einer Januarnacht 1920 warf die Nahe oberhalb Münster am Stein bis zu 1,2 m hohe Kiesmassen auf, die in wochenlanger Arbeit entfernt werden mußten. Die Hochwasserwelle durchschlug bei Bingen den nicht Hochwasser führenden Rhein, so daß die Nahe am rechten Rheinufer emporbrandete (WAGNER 1926). Noch um 1930 gab es Überschwemmungen, die auf den Nahewiesen Kiesfächer mit Geröllen bis 25 cm Durchmesser zurückließen.

Mit dem Wasser beginnt die Beschreibung der Elemente, und es ist vom „Lebensquell“ die Rede. Im Lehrbuch der Allgemeinen Geologie (BRINKMANN 1964) heißt es: „Das Wasser ist nicht nur Vorbedingung für das Leben auf der Erde, sondern auch für zahlreiche geologische Vorgänge von grundlegender Wichtigkeit. Die meisten Verwitterungserscheinungen, die Flüsse, Seen, das Meer, die Gletscher mit ihren geologischen Wirkungen beruhen auf dem Vorhandensein des Wassers“.

Allerdings sendet der „Physica“ zufolge das Meer die Flüsse aus: „Manche Flüsse enteilen dem Meer in schnellem Lauf, manche im Sturmgebraus“. Die Behauptung, daß das Meer sozusagen in die Flüsse mündet anstatt umgekehrt, erscheint absurd. Gerade deshalb könnte sie aber im übertragenen Sinne verstanden werden: als Kreislauf des Wassers, das an der Oberfläche des Meeres verdunstet (Evaporation), wieder kondensiert, als Niederschlagswasser versickert, in Quellen hervortritt und als Flüsse dem Meer wieder zufließt. So wird letztendlich auch der Rhein „vom Ansturm des Meeres in Gang gebracht“.

„Er fließt durch sandiges Erdreich“. Davon kann man sich in der Tat gerade an dem Rheinabschnitt Mainz–Bingen überzeugen. Z. B. gibt es am linken Ufer

ausgedehnte „Sandstrände“. Auf besagter Strecke hat die Wasser- und Schiffsverkehrsverwaltung unentwegt Probleme mit meterhohen Sandwellen unter Wasser, die die Schifffahrt behinderten, würde man sie nicht ständig abbaggern.

Der Flußsand des Mains dagegen sei wie der der Mosel, schlammig. Damit kann der Auenlehm gemeint sein, der die meisten Flüsse in ihren Talauen und Uferbereichen begleitet.

Von der Erde heißt es in der „Physica“, sie sei im Sommer unten kalt und oben durch die Kraft der Sonnenstrahlen warm. Im Winter dagegen sei sie innen warm. „Denn im Winter ist die Sonne über der Erde unfruchtbar und heftet über der Erde ihre Wärme fest, damit die Erde verschiedene Pflanzen aufbewahren kann.“ Temperaturmessungen am Erdreich wie am Grundwasser bestätigen, daß sich Schwankungen zwischen Sommer und Winter im Extremfall bis in 30 m Tiefe nachweisen lassen. Im allgemeinen herrschen aber schon in wenigen Metern Tiefe recht ausgeglichene Verhältnisse. So ist hinlänglich bekannt, daß es in Höhlen winters wärmer, sommers kühler ist als im Freien.

Im Winter kann für die Vegetation eine Art konservierender Ruhezeit eintreten, die Erde kann „verschiedene Pflanzen aufbewahren“.

Sodann werden die verschieden gefärbten Erden beschrieben. Mit der weißen oder bleichen Erde, die zwar Wein und Obstbäume trägt, aber wenig Korn hervorbringt, ist wohl Quarzsand- und Kiesboden gemeint, der im Rhein-Nahe-Gebiet auf pliozänen (BARTZ 1950) und pleistozänen Terrassenflächen verbreitet ist. Diese Böden gelten in der Tat als kaltes, an Nährstoffen armes Substrat. Es trägt Ödland oder Wald, bei günstiger Exposition, wenn darunter nährstoffreiche Mergel folgen, auch Weinreben. Zum Getreidebau ist solcher Boden deshalb wenig geeignet, weil die Getreidepflanze zu flach wurzelt.

Bei der schwarzen Erde mit ihren Mißernten bei Unwettern ist an den dunkelbraunen humosen Hochflutlehm in den Talauen zu denken, oder an Moorböden in alten Flußbetten. In beiden Fällen kann Hochwasser Mißernten zur Folge haben. Aber dort, wo keine Überflutungsgefahr besteht, können die Auenböden gut als Acker- und Gartenland genutzt werden. Gemeint sein kann aber auch eine Art Schwarzerde, ein Reliktboden aus Löß aus einer Steppenperiode der Nacheiszeit, der z.B. im Wiesbachtal bei Sprendlingen vorkommt (WAGNER 1926 b).

Gemäß der „Physica“ hat die rötliche Erde die richtige Mischung von Feuchtigkeit und Trockenheit. Sie bringt viele Früchte hervor, die aber wegen ihrer Menge nicht zur Reife kommen. Gerade das Oberrotliegende der Nahe trägt warme, dem Weinbau günstige Böden wie der „Rote Berg“ bei Burglayen und der „Rote Berg“ bei Langenlonsheim (WAGNER & MICHELS 1930). Die deutlich rot gefärbten Böden des Oberrotliegenden haben hohen Nährstoffgehalt infolge eines günstigen Basenaustauschvermögens der im Boden wandernden molekularen Lösungen (WAGNER & MICHELS 1930). Von dem intensiv rot gefärbten Gestein kann man sich an der Eremitage bei Bretzenheim an der Nahe überzeugen.

gen. Hier haben über Jahrhunderte christliche Einsiedler in Felsenhöhlen gehaust, die aus relativ weichem Sandstein herausgehauen sind.

Nicht zu übersehen ist auch, daß der edle Aßmannshäuser Rotwein vorzugsweise auf rotviolettten Schieferböden gedeiht.

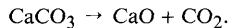
Tatsächlich kann auch bei zu großer Ertragsmenge die Weinqualität leiden.

Schwer ergründbar ist, was mit jener grünlichen Erde gemeint ist, die weder Wein noch Korn hervorbringt. Grüne Schiefer, die im Unterdevon auftreten, haben den violetten Tonschiefern vergleichbare Eigenschaften. Auch der verächtlich „Hundsletten“ genannte schwere, grünliche Tonboden des tertiären Cyrenenmergels ist immerhin geeignet, reiche Erträge und große Mengen leichterer Tischweine hervorzubringen (WAGNER & MICHELS 1930).

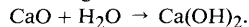
Grüne Süßwassermergel des Nahegebietes gelten aber in der Tat als nahezu undurchlässig für Wasser und Luft. Solche Böden waren vor Dränagemaßnahmen in nassen Jahren versumpft. Der oft grüne „Rupelton“ wird von Winzern bei der Neuanlage von Weinbergen gemieden (WAGNER 1926 b).

Von dem „Creta“ genannten Erdstoff wird in der „Physica“ gesagt, sie halte Fäulnis von Fellen fern. Hier ist ganz offensichtlich der gebrannte Kalk gemeint, wie schon von RIETHE (1979) vermutet. In der Tat gebrauchte man gebrannten Kalk zum Enthaaren von Tierfellen.

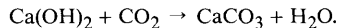
Gebrannter Kalk wurde schon zur Römerzeit in Meilern und Feldöfen aus Kalkstein gebrannt, und zwar nach der Formel



Mit Wasser versetzt wurde aus diesem gelöschter Kalk:



Zum erhärtenden Mörtel verwendet man diesen, weil er sich dann sozusagen wieder in Kalkstein umwandelt:



In diesem Zusammenhang sind gerade die im 4. Buch der „Physica“ genannten „übrigen Steine“ von Interesse. Sie werden dort nur kurz erwähnt, weil sie als Heilmittel nicht viel taugen. Es sind Marmor, Gießstein (= Sandstein), Kalkstein, Wacken (= große Feldsteine oder bestimmte Schiefergebirgsgesteine ?), sowie der Duckstein. Letzterer ist ein Rohstoff, der schon von den Römern, aber auch im Mittelalter, vor Erfindung des Zementes, zu hydraulischem Mörtel gebraucht wurde. Die Römer kannten dieses Material aus Pozzuoli („Puzzolan“) bei Neapel und entdeckten es in der Eifel wieder. Dieser Duckstein ist ein weitgehend dichtes, gelbes, graues oder bräunliches Gestein mit hohem Gehalt an vulkanischem Glas. Auf letzterem beruht die hydraulische Wirkung. Es enthält nämlich Restbeträge der vulkanischen Schmelzwärme in Gestalt seines ungeordneten Kieselsäurenetzwerkes. Dieses ist energiereicher als ein wohlgeordnetes Kristallgitter. Zusammen mit gelöschtem Kalk, von dem er bis zu 41 Massenpro-

zente chemisch binden kann, bildet der Duckstein Kalksilikate und begünstigt Verarbeitbarkeit, Festigkeit und Dichte des Mörtels (KÜMMERLE 1987).

Im 2. Buch der „Physica“ wird auch eine Art Erde genannt, die sich „Calaminum“ nennt. Sie sei lau und bringe daher Früchte nicht zur Reife. Calamine ist das englische Wort für Galmei, eine Sammelbezeichnung für karbonatische und silikatische Zink-Erze. F. u. H. KIRNBAUER (1960) bringen Calamin in Verbindung zum Kieselzinkerz oder Hemimorphit. Sie erinnern an die Fäulnis verhin-dernde Kraft von Zinkverbindungen wie Zinksalbe.

Von besonderem Reiz sind die Ausführungen über die heilkräftigen Edelsteine im 4. Buch der „Physica“. In einer weiteren Betrachtung in dieser Reihe soll einmal aus geologischer Sicht dazu Stellung genommen werden.

5. Schriftenverzeichnis

- AGRICOLA, G. (1556): De re metallica. – Vollständige Ausgabe nach dem latein. Original: AGRICOLA-Gesellschaft, 610 S., div. Abb.; München (dtv 1980).
- ATZBACH, O. (1983): Geologische Karte von Rheinland-Pfalz 1:25 000, Bl. 6212 Meisenheim, mit Erl. – 101 S., 1 Abb., 10 Tab.; Mainz.
- BANK, H. (1984): Das Schaubergwerk Steinkaulenberg in Idar-Oberstein. Ein Führer durch Europas einzige Edelsteinmine. – 51 S., div. Abb.; Idar-Oberstein (Charivari).
- BARTZ, J. (1950): Das Jungpliozän im nördlichen Rheinhessen. – Notizbl. hess. L.-Amt Bodenforsch., (VI) 1: 201–243, 3 Abb., 2 Taf.; Wiesbaden.
- Baseler HILDEGARD-Gesellschaft (Hrsg.) (1991): HILDEGARD VON BINGEN: Heilkraft der Natur, „Physica“. Das Buch von dem inneren Wesen der verschiedenen Naturen der Geschöpfe. – 552 S., 1 Abb.; Augsburg (Pattloch).
- BRINKMANN, R. (Hrsg.) (1964): Lehrbuch der Allgemeinen Geologie. I. – 520 S., div. Abb.; Stuttgart (Enke).
- CASPARY, H. (1980): Zur Geschichte und Rekonstruktion der Klosterkirche der hl. HILDEGARD auf dem Rupertsberg bei Bingen. – Denkmalpflege in Rheinland-Pfalz, Festschr. W. BORNHEIM gen. SCHILLING, 59–71; Mainz.
- FRANKE, H. (1929): Der Rupertsberg auf dem Isenheimer Altar. – Volk und Scholle, **1929**: 298–300, 8 Abb.
- FÜHRKÖTTER, A. (1972): Hildegard von Bingen. – 72 S.; Salzburg (Müller).
- (1981): Die Herkunft der heiligen Hildegard. – Quellen u. Abh. mittelrhein. Kirchengesch., **43**: 1–68, 3 Abb.; Mainz.
- GEIB, K. W. (1950): Neue Erkenntnisse zur Paläogeographie des westlichen Mainzer Beckens. – Notizbl. hess. L.-Amt Bodenforsch., (VI) 1: 101–111, 5 Abb.; Wiesbaden.
- GEISENHEYNER, L. (1911): Über die Physica der hl. HILDEGARD VON BINGEN und die in ihr enthaltene älteste Naturgeschichte des Nahegaues. – Sitzber. naturhist. Ver. preuß. Rheinl. Westf., Abt. D: 49–72; Bonn.
- (1916): Einige Nachträge zu meiner Arbeit über die Physica der heiligen HILDEGARD. – Ebd.: 15–24; Bonn.
- HERTER, I. (1976): Der Rupertsberg im Laufe der Jahrhunderte. – Ohne Seitenang., div. Abb.; Bingerbrück (Selbstverlag Würth).
- KIRNBAUER, F., & H. (1959): Die hl. HILDEGARD VON BINGEN und ihre Kenntnisse über Minerale, Erze und Metalle. – Der Anschnitt, Z. für Kunst u. Kultur im Bergbau, 11. Jg., **6**: 21–24, 1 Abb.; Bochum.
- (1960): Hildegard von Bingen und ihr Wissen von den Steinen, Erzen und Metallen. – Leobener Grüne H., **43**: 1–19, 1 Abb.; Wien (Montan-Verl.).
- KÜMMERLE, E. (1987): Kurmainzischer Bergbau im Raum Rüdesheim a. Rhein–Presberg. – Geol. Jb. Hessen, **115**: 365–380, 7 Abb.; Wiesbaden.
- LAUTER, W. (1970): HILDEGARD-Bibliographie. Wegweiser zur HILDEGARD-Literatur 1. – 83 S.; Alzey (Verl. Rheinhess. Druckwerkst.).
- (1984): HILDEGARD-Bibliographie 2. – 96 S.; ebd.
- RIETHE, P. (1979): Die medizinische Lithologie der HILDEGARD VON BINGEN. – Quellen u. Abh. mittelrhein. Kirchengesch., **33**: 351–370, Mainz.
- ROTH, F. W. E. (1918): Studien zur Lebensbeschreibung der heiligen HILDEGARD. – Studien u. Mitt. Gesch. Benediktinerord. u. seiner Zweige, **39**: 68–118.
- ROTH H. J. (1971): Frühe Naturforschung im Rheingau: Hildegard von Bingen. Bibliographische Anmerkungen. – Jb. nass. Ver. Naturk., **101**: 53–58; Wiesbaden.
- SHELLMANN, T. (1981): Zu den Anfängen der Tertiärforschung im Mainzer Becken 1. – Jber. wetterau. Ges. ges. Naturk., **131**: 29–59, 5 Abb.; Hanau.

- SCHIPPERGES, H. (1970): *Moderne Medizin im Spiegel der Geschichte*. – 327 S.; Stuttgart (Thieme).
- SCHRADER, M., & FÜHRKÖTTER, A. (1956): *Die Echtheit des Schrifttums der hl. HILDEGARD VON BINGEN. Quellenkritische Untersuchungen*. – Beih. Arch. Kulturgesch., **6**, 208 S., 19 Taf.; Köln–Graz.
- SCHWITZGEBEL, H. (1979): *Die Überlieferung der Werke der HILDEGARD VON BINGEN und die heute noch vorhandenen Handschriften*. – Bl. CARL-ZUCKMAYER-Ges., **5. Jg., H. 2**: 133–150; Mainz.
- SPUHLER, L. (1933): *Marines Tertiär bei Staudernheim an der Nahe*. – Geol. Rundsch., **33**: 275–278; Berlin.
- STANZL, G. (1992): *Die Kloosterruine Disibodenberg*. – Denkmalspl. Rheinl.-Pfalz, Forscherber., **2**, 252 S., 154 Abb.; Worms (Wernersche Verlagsges.).
- STAPF, K. R. G. (1990): *Einführung lithostratigraphischer Formationsnamen im Rotliegendes des Saar–Nahe-Beckens (SW-Deutschland)*. – Mitt. Pollichia, **77**: 111–124, 2 Abb.; Bad Dürkheim.
- WAGNER, W. (1926a): *Goethe und der geologische Aufbau des Rochusberges bei Bingen*. – Notizbl. Ver. Erdk. geol. L.-A. Darmst., (V) **8**: 224–231, 1 Taf.; Darmstadt.
- (1926b): *Geologische Karte von Hessen 1:25 000, Blatt Wöllstein–Kreuznach, m. Erl.*, 118 S., 7 Abb.; Darmstadt.
- (1931): *Geologische Karte von Hessen 1:25 000, Bl. Ober-Ingelheim, m. Erl.*, 118 S.; Darmstadt.
- & MICHELS, F. (1930): *Geologische Karte von Hessen 1:25 000, Bl. Bingen–Rüdesheim, m. Erl.*, 167 S., 3 Taf.; Darmstadt.
- WEINKAUFF, H. C. (1865): *Ein Beitrag zur Kenntniss der Tertiär-Bildungen in der hessischen Pfalz und den angrenzenden preussischen und bayrischen Bezirken*. – N. Jb. Mineral. etc., **1865**: 171–211, 5 Tab.; Stuttgart.
- WILD, W. (1976): *Zur Geschichte des Kupferbergwerks bei Fischbach/Nahe*. – Aufschluß, **27**: 191–195, 1 Abb.; Heidelberg.

Manuskript eingegangen am 13. 11. 1992

HILDEGARD VON BINGEN (1098–1179) und die Geologie

2. Die „Heilkraft“ der Edelsteine

EBERHARD KÜMMERLE

Kurzfassung: Die „Litho-Therapie“ nach HILDEGARD VON BINGEN gründet sich auf unbekannte, aber auch auf biblische und arabisch-griechisch-römische Quellen.

Es ist fraglich, ob die behandelten Steine der Verfasserin überhaupt vorlagen. Auch ist die Übertragung ihrer Mineralnamen in die heutige mineralogische Systematik äußerst unsicher. Gemäß der Natur der Steine und der Art ihrer medizinischen Anwendung ist die Wirkung wohl im meditativ-psychosomatischen Bereich zu sehen. Doch liegt gerade darin der Grund, daß bei zunehmendem Interesse an Alternativmedizin die Edelstein-Therapie derzeit im Gespräch ist.

Inhalt

1. HILDEGARDS Buch von den Steinen	5
2. Wie können Steine heilen?	12
3. Die Natur der HILDEGARD-Steine	17
4. Schriftenverzeichnis	28

1. HILDEGARDS Buch von den Steinen

Zahlreichen Autoren zufolge bleiben Fragen nach der Urheberschaft der HILDEGARDSchen *Physica* und der Identizität mit dem verschollenen Urtext offen. Das ganze Buch 4, „Von den Steinen“, fehlt im Erstdruck der *Physica* (1533). Einige Kapitel und auch das Vorwort gelten z.B. als unecht.

Unter den Edelsteinen der *Physica* sind 12, die schon in der Bibel vorkommen. Doch muß man ernstlich zweifeln, ob die Namen richtig übertragen wurden.

Mit „Saphir“ meint z. B. THEOPHRAST (371–300) den Lapislazuli (MIELEITNER 1922). Diamant ist längst nicht immer unser heute so genannter Edelstein; auch Mondstein oder gar Stahl wurden darunter verstanden (QUIRING 1954). Bei PLINIUS (24–79) besiegt der Diamant das Feuer. Entweder meinte er mit „adamus“ nicht den Diamanten oder er kannte diesen nicht wirklich, er verbrennt ja bei 700°C. Mit „Ala-

baster“ bezeichnete man auch gebrannten Kalk, denn er solle sich mit Wasser erhitzen. Smaragd soll nach THEOPHRAST dem Wasser seine Farbe mitteilen; er meinte vielleicht Chrysokoll oder Flußspat oder Malachit. Mit „Hyazinth“ meint PLINIUS vielleicht Amethyst, vielleicht auch Saphir (FÜHNER 1956). Topas wird nach PLINIUS und VITRUV von der Feile angegriffen; da er als grün beschrieben wird, war es vielleicht Flußspat. Bei DIODORUS SICULUS soll der Chrysolith die Farbe der Sonne besitzen; womöglich meinte er den Topas.

Den Brustschild des Hohenpriesters im Alten Testament zierten Sarder (Karneol?), Topas, Smaragd, Rubin (Granat?), Saphir (Lapislazuli?), Diamant, Lynkurer (Bernstein?), Achat (Onyx?), Amethyst, Türkis (Chrysolith?), Onyx (Karneol?) und Jaspis (2. Mose 28, 16–22 und 39, 10–15). In die Grundsteine der Mauer des himmlischen Jerusalem waren eingebaut: Jaspis, Saphir, Chalcedon (Karneol?), Smaragd, Sardonyx (Onyx?), Sardion (Sarder), Chrysolith, Beryll, Topas, Chrysopras, Hyazinth und Amethyst. Die zwölf Tore waren Perlen (JOHANNES, Apokalypse 21, 18–20, um 96 n. Chr.).

Altes und Neues Testament sind also mit die ältesten Dokumente der Edelsteinkunde und eine bedeutende Quelle HILDEGARDS.

Schon vor Jahrtausenden wurden Steine zu Schmuckzwecken bearbeitet. Karneol und Achat wurden von den Sumerern zu Siegelsteinen verwendet. Bei den Ägyptern waren Smaragd, Amethyst, Granat und Türkis bekannt und wurden auch heilkundlich benutzt. Karneol, Chalcedon, Achat, Bergkristall, Sardonyx, Amethyst und Jaspis waren in der kretisch-mykenischen Kultur bedeutsam. In den genannten Beispielen steht die Identität der Mineralien außer Frage, weil man sie bei Ausgrabungen findet.

THALES VON MILET (ca. 650–560) erkannte, daß der Magnetstein Eisenpartikel, THEOPHRAST wußte, daß „Elektron“, Bernstein, Strohhälmchen und Holzsplitter anzieht. DIODORUS behauptete im 1. Jahrhundert v. Chr., daß die Sonnenglut in den heißen Ländern des Ostens farbige Steine erzeuge, eine Aussage, die sich bei HILDEGARD wiederfindet.

Das berühmte „Steinbuch des Aristoteles“ stammt nicht etwa von dem griechischen Philosophen, sondern es entstand vor der Mitte des 9. Jahrhunderts in Syrien (RUSKA 1912).

Der „Physiologus“, eine wichtige Quelle HILDEGARDS, ist eine frühchristlich in Alexandrien entstandene Schrift und geht auf ägyptische Ursprünge zurück (BRUNNER-TRAUT 1969). Sie war im christlichen Altertum und im Mittelalter weit verbreitet und behandelt einen Teil der in der Bibel genannten Tiere, aber auch viele, die dort nicht vorkommen. Sie finden sich als Motive auf Taufsteinen und Chorgestühl. Oft sind es Fabeltiere mit mystisch-moralischer Bedeutung.

GALENUS (ca. 129–199), neben HIPPOKRATES bedeutendster Arzt der Antike, faßte das medizinische Wissen seiner Zeit in einem System zusammen, das durch das Mittelalter bis in die Neuzeit anerkannt war. Die Schule von Salerno basierte z. B. auf GALENS Lehre. HILDEGARD kannte den GALENUS durch Vermittlung ihres Sekretärs VOLLMAR (CREUTZ 1931). Von GALENUS stammte die Einteilung der Arzneien in warme, kalte, trockene und feuchte.

Im „Kitah asch-Schifa“, Buch der Genesung, beschreibt AVICENNA (=IBN SINA, 980–1037) die Entstehung der Gesteine, und zwar durch Erstarrung, Austrocknung oder Blitzschlag. Er sah fossile Muscheln richtig als Zeugnisse von Meerestransgression, während das christliche Abendland die Fossilien noch als Spiele der Natur abtat oder Überbleibsel der Sintflut in ihnen sah.

Die Berührung des Abendlandes mit dem Osten im Verlauf der Kreuzzüge schien die Entstehung der Edelsteine in den heißen Ländern zu bestätigen. Wie staunend berichtet wurde, häuften sich in Byzanz die Edelsteine aus Indien und bestätigten PLINIUS, daß Indien die meisten Edelsteine liefere.

In der Tat zeigt die Weltkarte der natürlichen Edelsteinvorkommen eine Konzentration in Gebieten nahe dem Äquator. Bestimmte Länder werden bevorzugt als Liefergebiete genannt:

Kolumbien, Brasilien, Mexiko, USA;
Afghanistan, Pakistan, Indien, Burma, Thailand, Sri Lanka;
Simbabwe, Madagaskar, Namibia, Tansania, Kongo, Angola;
aber auch Chile, Sibirien und Australien.

Die ungleiche Verteilung dieser Vorkommen auf der Erde ist geologisch bedingt. Im uralten Sockel von Südamerika, Südostasien, Afrika und

Australien sind saure Magmatite mit primärer Edelsteinbildung verbreitet. In anderen Gebieten haben junge Faltengebirge und Deckschichten den alten Gesteinssockel unter sich begraben.

Edelsteine entstanden also schon in der Frühzeit der Erde. Diamanten ergaben das stolze Alter von 3,4 Milliarden, Zirkone Australiens 4 Milliarden, solche aus Kanada, Südafrika und der Antarktis über 3 Milliarden Jahren.

Edelsteine gehören zu den dauerhaftesten und widerstandsfähigsten Festkörpern der Erde. Sie gelten als unvergänglich und verkörpern somit geradezu ewige Jugend. Sie halten selbst den meisten chemischen Angriffen stand und sind im allgemeinen farbecht auch im Sonnenlicht.

Andererseits entstehen Mineralien noch gegenwärtig, so z.B. Tropfsteine (Wachstum 1 mm bis 1 m pro 100 Jahre, MÜLLENMEISTER 1989/90) oder der Sinter am Kochbrunnen-Springer Wiesbaden. Rubin-Kristalle werden seit 1977 industriell hergestellt; Saphire werden bis zu Metern Länge und in fast jeder beliebigen Form gezüchtet, und Diamanten werden tonnenweise synthetisch gewonnen.

Mit „Stein“ wird volkstümlich alles bezeichnet, was an festem Material in der Erdkruste vorkommt. Wengleich auch im folgenden „Stein“ verallgemeinernd gebraucht wird, so müßte man die HILDEGARD-Steine trennen in:

- a) Edelsteine, meist durchsichtige Mineralien, selten und besonders schön (z. B. Smaragd)
- b) Schmucksteine, meist undurchsichtige und weniger wertvolle Mineralien (z. B. Sarder)
- c) einfache Mineralien, weitgehend einheitliche Körper, meist mit bestimmten Kristallformen, (z. B. Magnetit) und monomineralische Gesteine (z. B. Marmor).

Eine Sonderstellung nehmen die organisch entstandenen Perlen und der Bernstein ein.

Ordnet man die Steine der Physica in dieses Schema ein, so gehören zehn zu den Edelsteinen, neun zu den Schmucksteinen, sieben zu den einfachen Mineralien und monomineralischen Gesteinen und vier zu den



Abb. 1. Achate aus dem Kies der pliozänen Ur-Nahe vom Laurenziberg über Gau-Algesheim.

jenigen Gesteinen, die aus verschiedenen Mineralien bestehen (s. Teil 1, Jb. Nass. Ver. Naturk., 114).

Nach HILDEGARD VON BINGEN entstanden die Steine durch Feuer/Hitze und Feuchtigkeit/Wasser und tragen daher Hitze und Feuchtigkeit in sich. In der Tat lassen sich die genannten Steine entweder auf den magmatischen und metamorphen Bereich mit glutflüssiger Gesteinsschmelze oder veränderten Druck- und Temperaturverhältnissen zurückführen (Diamant, Smaragd, Beryll), oder aber sie entstammen dem sedimentären Bereich und damit der Tätigkeit des Wassers oder der wäßrigen Lösungen (Chalcedon). Bei ihrer extremen Widerstandsfähigkeit werden Edel- und Schmucksteine von Flüssen oft über Hunderte von Kilometern verfrachtet

und im Flußsediment in einem natürlichen Waschvorgang in „Seifen“ angereichert. Selbst im Kies des Rheins sind zu finden: Achat, Onyx, Bergkristall, Jaspis und Amethyst. In Kiesen der Nahe sind abgerollte Achate nicht selten (Abb. 1 und Teil 1).

Die Reihenfolge, in welcher die Physica die Steine aufzählt, läßt sich mit keiner mineralogischen Systematik vergleichen. Die biblischen Edelsteine erscheinen an 1. bis 15. Stelle, doch die Reihenfolge ist eine andere als in der Bibel.

Die ersten 13 Steine sollen zu bestimmten Tageszeiten „wachsen“, beginnend frühmorgens mit dem Smaragd und endend nach Sonnenuntergang mit dem Chrysopras. Der Karfunkelstein an 14. Stelle entsteht nur bei Mondfinsternis und ist daher selten. Der Amethyst an 15. Stelle wächst, wenn die Sonne „ihren Hof zeigt“. Die an 16. bis 23. Stelle genannten Steine entstehen im Sand der Meere und Flüsse. Die unter 24 bis 30 aufgeführten Steine sind weder warm noch kalt, entweder zu feucht oder zu trocken und taugen daher wenig: gemeint ist zu Heilzwecken.

Vorrangiges Kriterium dieser Reihenfolge ist offensichtlich die Farbe, denn alle wegen ihrer Färbung geschätzten Edel- bzw. Schmucksteine finden sich an bevorzugter Stelle. Grün ist stark vertreten: Smaragd, Chrysolith, Prasem, Chrysopras, evtl. Beryll. Blau: Saphir, evtl. Chalcedon. Rot: Karfunkel. Braun: Hyazinth, Sardonyx, Sarder, Jaspis. Gelb: Topas. Violett: Amethyst. Freilich sind hier nur die bekanntesten Farbvarietäten berücksichtigt. Die folgenden Steine sind farblos: Diamant, Bergkristall; weiß: Perlen, Alabaster; schwarz: Magnetstein. Ausnahmen: Ligurius, gelb, und Karneol, braunrot.

Wenngleich die Farbe entscheidend für Schönheit und Wert eines Steines ist, so kann sie doch ein sehr unzuverlässiges Merkmal sein.

Schon die Römer wußten Achat lagenweise schwarz einzufärben. Gelbgrauer bis brauner Achat kann bei Erhitzung rot werden; Chemikalien färben ihn gelb, grün, blau. Karneol ist meist gefärbter Achat. Amethyst kann durch Sonnenlicht blaß werden, Radiumstrahlen können die Farbe auffrischen. Bei Erhitzung auf mehr als 250°C wird er gelb („Goldtopas“). Gelbe Edeltopase lassen sich durch Hitze rosa färben, und durch Bestrahlen blau gewordene wurden schon fälschlich als Aquamarine ver-

marktet. Dunkle Chrysolithe werden durch Erhitzen heller, bei Chryso-
 pras kann das Grün in der Hitze oder im Sonnenlicht verblassen, feuchte
 Lagerung kann die Farbe auffrischen. Alexandrit ist bei Tageslicht dun-
 kelgrün, bei elektrischem Licht himbeerrot und im Sonnenlicht zartvio-
 lett mit Übergang ins Bläulichgrüne. Bergkristall kann mit Radium- oder
 Röntgenstrahlen rauchbraun werden („Rauchtopas“); weiß ist er durch
 massenhaft winzige Einschlüsse von Flüssigkeiten oder Gas oder feine
 Risse, die durch mechanische Einwirkung entstanden sind (Abb. 2).

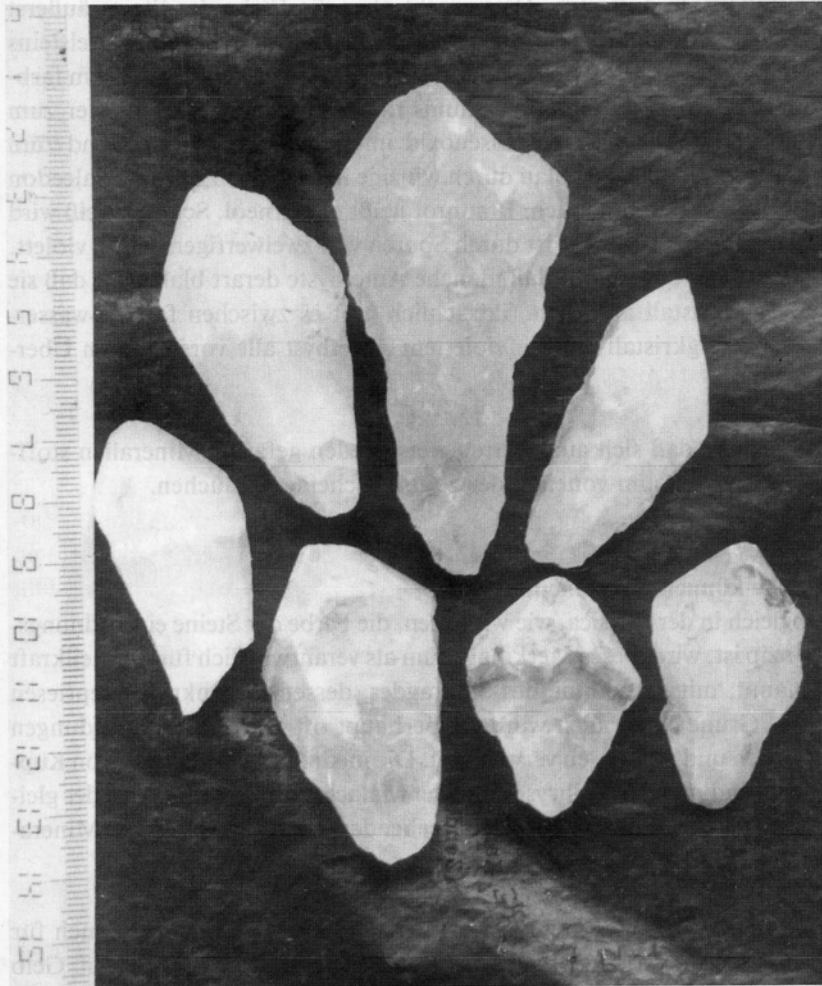


Abb. 2. Farblose bis weiße Bergkristalle vom Spitzen Stein bei Wiesbaden-Frauen-
 stein.

Farbträger sind bei den Mineralien die Elemente der 22. bis 29. Stelle des Periodischen Systems: Titan, Vanadium, Chrom, Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel und Kupfer. Bei den „idiochromatischen“ Mineralien sind sie in der chemischen Formel ersichtlich, so beim Chrysolith, Magnetit oder Granat (z. B. Almandin).

Die „allochromatischen“ Mineralien werden dagegen dadurch gefärbt, daß genannte Elemente zufällig, als Baufehler, als Spurenelemente in den Kristallgittern auftreten. Dies macht aber die Farbe des Steins äußerst variabel. Nur die Spur z. B. von Chrom kann den Wert eines Edelsteins vom Minderwertigen ins Kostbare wandeln. Korund ist in Reinform farblos. Werden 1–2% des Aluminiums durch Chrom ersetzt, wird er zum Rubin. Treten Titan- und Eisenoxid im Gitter auf, wird Korund zum Saphir. Aquamarin ist blau durch winzige Mengen von Eisen. Chalcedon ist normalerweise bläulich. Braunrot heißt er Karneol. Schwarzweiß wird er zum Onyx. Amethyst ist durch Spuren von zweiwertigem Eisen violett. Schon PLINIUS fiel auf, daß manche Amethyste derart blaß sind, daß sie wie Bergkristall aussehen. Tatsächlich gibt es zwischen farblos-wasserklarem Bergkristall und tiefviolettem Amethyst alle vorstellbaren Übergänge.

Wir sehen, daß sich auch extrem verschieden gefärbte Mineralien stofflich gesehen kaum voneinander zu unterscheiden brauchen.

2. Wie können Steine heilen?

Obleich in der Physica, wie wir sahen, die Farbe der Steine ein Ordnungsprinzip ist, wird dieses Merkmal kaum als verantwortlich für die Heilkraft genannt, mit Ausnahme des Smaragdes, dessen „Grünkraft“ gepriesen wird. Grüne Mineralien wurden überhaupt oft für Kupferverbindungen gehalten und mit diesen verwechselt. Die medizinische Wirkung von Kupferverbindungen wie Chrysokoll oder Malachit war bekannt, und der gleiche Effekt wurde von ähnlich aussehenden, aber unwirksamen Mineralien erwartet.

In der Überlieferung steht Grün für die grünende Natur, aber auch für Gift, Blau für Himmel und Treue. Rot für Liebe, Blut, Feuer, Zorn. Gelb für die Sonne, aber auch für Neid und Galle. Weiß für Licht und Unschuld; Schwarz für Melancholie und Trauer.

Gelbe Steine sollen daher gegen Gallenbeschwerden wirken, so Topas. Ligurius, angeblich aus Luchsharn gebildet, hilft bei Harnproblemen. Rote wie Karneol wirken blutstillend aber auch blutbildend. Rubin erfreut und stärkt das Herz, Granat (Almandin) schützte die Kreuzfahrer vor Verwundung. Beim Sardonyx liegt eine weiße Lage auf einer fleischroten wie der Fingernagel auf dem Finger: HILDEGARD empfiehlt den Stein gegen die fleischliche Begierde.

Der schwarzweiße Onyx bringt Feindschaft, wenn er zwischen zwei Menschen gelegt wird; bei der Geburt hilft er, indem er die Trennung von Mutter und Kind erleichtert.

Oft wurde eine Auffälligkeit des Steins als Wirkkraft gedeutet. Eine Brauneisen-Konkretion, in der sich eine kleinere bewegt, also ein „schwangerer“ Stein, soll das Gebären ebenfalls erleichtern. Ein vom Blitz (angeblich) durchlöcherter Stein schützt gegen Blitzschlag. Mutter- oder Schamsteine, Steinkernfossilien mit dem Vulva-ähnlichen Muskelzapfen von Brachiopoden (*Hyserolithes*, *Paraspirifer* u. a.) wirken gegen Frauenleiden. Trochiten, die Stielglieder von Seelilien („Bonifatiuspennige“), als Neubildung von Kalzit härter als das umgebende Gestein, bringen Tapferkeit und überwinden Angstzustände.

Weil Amethyst der „Unberauschte“ heißt, schützt er vor Trunkenheit. Bergkristall galt als unterkühltes Eis. Folglich wirkt er kühlend und lindert obendrein den Durst. Weil der Diamant unbezwingbar ist, kann er auch Not und Krankheit besiegen. Weil der Magnetstein selbst wie Eisen aussieht, zieht er Eisen an und heilt Wunden, die durch Eisen oder Stahl zugefügt wurden. Auch leistet er Geburtshilfe. Ein Magnetberg im Osten soll ganze Schiffe festhalten oder untergehen lassen, indem er die Nägel aus den Planken zieht (KIRNBAUER & SCHUBERT 1957).

Überhaupt sah man zur Zeit HILDEGARDS in den Edelsteinen Gebilde seltener Stoffe, die in der Natur sonst nicht vorkommen. Nicht bekannt war, daß beispielsweise alle Vertreter der Quarzgruppe, neben Quarz Achat, Amethyst, Bergkristall, Chalcedon, Chrysopras, Citrin, Aventurin, Karneol, Sarder, Jaspis, Prasem, Prasiolith aus den beiden häufigsten Elementen der Erdkruste, nämlich Sauerstoff und Silizium bestehen und damit stofflich identisch sind.

Nicht selten ist aber zur Genese von Edelsteinen das Zusammenspiel vieler Umstände erforderlich. Um Smaragd entstehen zu lassen, müssen Aluminium und Beryllium einerseits und Chrom und/oder Vanadium andererseits zusammenkommen, die normalerweise verschiedenen geo-

chemischen Milieus angehören. Diamant ist unter immensem Energieaufwand, über 1100°C und rund 50.000.000 hPa Druck in 200–300 km Tiefe gebildet worden. Wäre er nicht durch natürliche Förderschlote, „pipes“, in Oberflächennähe gekommen, keine Tiefbohrung hätte uns je mit ihm bekannt gemacht.

Nach der mittelalterlichen Mystik sind die Edelsteine der ehemals heil geschaffenen, sündlosen Kreatur zum Segen und zur Krankenheilung geschenkt worden. Der Teufel haßt die Steine, denn sie erinnern ihn an seine Niederlage und Schmach. Sie entstanden in dem Feuer, in dem er seine Strafe abbüßt. Luzifer war vor seinem Sturz mit funkelndem Edelsteingewand ausgestattet. Von einem Diamantenhagel begleitet fuhr er zur Hölle und verlor alle Pracht. Die Kraft der Edelsteine aber gelangte mit heilsamer Wirkung zur Erde.

In der HILDEGARDSchen Heilkunde findet sich seltsamerweise keine Angabe, ob die zu verwendenden Steine roh oder geschliffen („Schmeichelsteine“) sein sollen. Eine Anwendung kann auf mehrfache Weise erfolgen.

a) Der Stein wird zerrieben und mit Wasser eingenommen.

Einziges Beispiel der Physica ist dazu der Beryll. Er wird in Wasser geschabt und dieses getrunken. Fraglich ist, ob diese Medikation, die so ganz aus dem Rahmen des Buches der Steine fällt, überhaupt HILDEGARD zugeschrieben werden kann.

Beryll ist ein sehr beständiges Silikat der Härte 7 $\frac{1}{2}$ bis 8, das jeder Stahlfeile widersteht und sich keinesfalls in reinem Wasser löst. Ähnlich unlöslich ist Achat, aus dem man Reibschalen, Mörser und Steinmühlen herstellt, weil als sicher gilt, daß von ihm keine störenden Materialspuren an die zu untersuchende Probe abgegeben werden.

Als Papst ALEXANDER VI. (1492–1503) im Sterben lag, sollen seine Ärzte als letztes Mittel eine Juwelenarznei verordnet haben. Sie flößten ihm einen Trank ein, dem pulverisierte Smaragde beigemischt waren. Aber der Papst starb. Papst CLEMENS VII. (1478–1534) nahm während seiner Erkrankung pulverisierte Edelsteine im Wert von 40 000 Golddukataten ein, das entspräche heute mehreren Millionen Mark (HERTZKA & STREHLOW 1985). Doch auch er mußte sterben.

Unter Betrachtungsweise der Homöopathie nach S. HAHNEMANN (1755–1843) diskutiert man die Wirksamkeit unvorstellbarer Stoffverdünnungen z. B. bei einzelnen Enzymsystemen. Demnach könnten

selbst als inert geltende Materialien Substanzspuren an eine Flüssigkeit abgeben. Z. B. wurde überlegt, ob sich Quarzstaubpartikel bei Arbeitern im Bergbau, der steinbearbeitenden Industrie oder beim Sandstrahlen in der Lungenflüssigkeit lösen und Silikose verursachen können.

- b) Der Stein wird mit Wasser oder Wein übergossen/ über erhitzten Wein gehalten/ in Wasser, Wein, Essig oder Milch eingelegt und die Flüssigkeit getrunken oder Speisen daraus bereitet.

Dafür werden die meisten Steine bei HILDEGARD empfohlen: Smaragd, Saphir, Sarder, Onyx, Chrysolith, Chrysopras, Bergkristall, Amethyst, Achat, Diamant, Ligurius, Perlen und Karneol. In zwölf dieser Fälle wird Wein als Flüssigkeit angeraten.

Hier spiegelt sich die Prägung der Verfasserin durch das Nahe- und Rheintal wider (Teil 1), wo Wein aus dem Alltag der Menschen nicht wegzudenken ist. Es ist naheliegend, daß der Wein bei dieser Art von Therapie die Rolle des Wirkstoffes spielt.

Tatsächlich ist Wein ein uraltes Heilmittel. HIPPOKRATES (ca. 460–375) praktizierte damit, und für DIOSKURIDES im 1. Jahrhundert n. Chr. war Wein Therapeutikum und Lösungsmittel für Pflanzenextrakte. Im Thimoteusbrief des Apostels PAULUS steht: „Brauche ein wenig Wein, um deines Magens willen und weil du oft krank bist“. Nach PLINIUS richtet nichts die gesunkenen Kräfte des Körpers so schnell wieder auf wie der Wein. GALENUS gebrauchte als Gladiatorenarzt Rotwein für die Verbände der Verwundeten. In den mittelalterlichen Hospitälern diente Wein als Heil- und Kräftigungsmittel, und in Badestuben wurde den Patienten Wein verabreicht.

In der Tat enthält Wein nahezu alle Mineralien und Spurenelemente, deren der Mensch nach moderner Ernährungslehre bedarf. Rotwein wirkt z. B. nicht nur adstringierend, sondern auch blutbildend; besonders sollen Rotweine von vulkanischen Böden bei blutarmen Zuständen helfen. Typhus, Paratyphus, Ruhr und Cholera wurden erfolgreich mit Wein kuriert. Weil die italienischen Truppen im 2. Weltkrieg ihr tägliches Quantum Rotwein tranken, blieben sie weitgehend von Typhus und Ruhr verschont (KÖHNLECHNER 1978).

„Die vielen wertvollen Stoffe im Wein sind geeignet, die Stoffwechselfunktionen im Körper zu fördern, allgemeine Schwäche- und Erschöpfungszustände zu bessern, die Atmung zu beleben, den Appetit und die Verdauung anzuregen, die Durchblutung des Gehirns und anderer Organe zu steigern, die Herz- und Kreislauffunktion zu regulieren und die Schilddrüse, die Nebennierenrinden und die Keimzellen zu stimulieren. Die Mobilisierung der natürlichen

e) Die bloße Anwesenheit des Steins genügt:

Smaragd, Beryll, Topas, Jaspis, Chrysopras, Amethyst, Diamant.

Es wäre vorstellbar, daß ein Amethyst, den man bei sich trägt, gegen Trunkenheit schützt: er mag den Träger an ein Problem erinnern, das er eigentlich überwinden wollte. Einen Chalcedon in der Hand zu halten (z. B. als „Schmeichelstein“), kann beruhigend wirken und zu „un-gehemmtem Vortrag“ verhelfen. Jaspis soll, wenn man ihn bei sich aufbewahrt, vor nächtlichen Trugbildern schützen.

Autosuggestion kann ohne Zweifel Ängste und seelische Erkrankungen überwinden helfen. In einem meditativen Geschehen kann das Anstarren einer Kristallkugel oder auch eines Kristalls zu einem der Hypnose ähnlichen Zustand führen (SCHMIDT 1948).

Nach einer in Kalifornien erarbeiteten Studie hatten viele Patienten nach einer Placebo-Behandlung den Eindruck, ihnen sei geholfen worden, vorausgesetzt, daß Arzt und Patient an die Wirksamkeit der Therapie glaubten.

Auf einem Kongreß für Integrative Therapie verlautete, daß 30% aller diagnostizierten Erkrankungen psychosomatisch mit verursacht sind. Untersuchungen der Universität Kiel ergaben, daß seelische Faktoren die Heilung und Abwehr von Krankheiten wesentlich beeinflussen. Demnach ist sogar die Zeitspanne zwischen einer Unfallverletzung und der Rückkehr zum Arbeitsplatz zu 60–70% von der Psyche des Patienten abhängig.

3. Die Natur der HILDEGARD-Steine

Die Namen der Edel- und Schmucksteine in der Physica sind fast durchweg arabischen-griechischen-römischen Ursprungs. Schon daraus ist ersichtlich, wo die Wiege der Mineralogie zu suchen ist.

Der **Smaragd** ($\text{Al}_2\text{Be}_3[\text{Si}_6\text{O}_{18}]$, nach *smáragdos* = grüner Stein) war in alter Zeit Sammelbegriff für viele grüne Steine. Die grüne Farbe dieser edelsten Varietät des Berylls entsteht dadurch, daß ein Teil der Aluminium-Ionen zufällig durch Chrom (z. T. Vanadium) ersetzt ist. Tiefgrüne und unreine gelten als wertvoller als lupenreine blaßgrüne Steine.

Ägyptische Smaragdminen lagen am Berg Zaburah bei der heutigen Hafenstadt Kosseir. Nach HERODOT (ca. 490–420) schmückte ein Smaragd den Ring des Polykrates.

Der **Hyazinth** ($Zr[SiO_4]$, nach hyakinthos = blaue Blume) ist die gelbrote bis rotbraune Varietät des Zirkons. Vermutlich benannte man im Mittelalter damit auch andere Edelsteine wie Korund usw. Der Hyazinth zeigt hohe Lichtbrechung und Dispersion und damit Brillanz.

Das Oxid des Elements Zirkonium diente schon als Rohstoff für milde Puder und für Kontrastmittel bei Röntgenaufnahmen.

Der **Onyx** (SiO_2 von onyx = Fingernagel) ist die schwarzweiße bis rotweiße Varietät von Chalcedon. Er wird z. B. zu Lagensteinen verarbeitet mit eingetieften Gravuren = Gemmen oder erhabenen Reliefs = Kameen.

Der **Beryll** (s. Smaragd, Namensursprung unbekannt) ist grünlich, gelblich, rosa oder farblos. Aus letzterer Spielart wurden einst Augengläser gemacht, wovon das Wort „Brille“ abgeleitet wird.

Beryll ist ein Erz des Metalls Beryllium. Dieses ist für viele technische Zwecke gesucht und kann in der Medizin u. a. zur Regelung des Röntgenspektrums genutzt werden.

Der **Sardonyx** (s. Onyx, von sard = gelb) ist die braunweiß gebänderte Varietät von Chalcedon.

Der **Saphir** (Al_2O_3 , von sappheiros = blau) kann blau, farblos, rosa, orange, gelb, grün oder violett sein. Dabei kommt die blaue Farbe von zweiwertigem Eisen, grün von Beimengungen von Zink, Magnesium, Kobalt oder Eisen.

Seit dem 6. Jahrhundert tragen die Kardinäle an der rechten Hand einen blauen Saphirring.

Der **Sarder** (s. Onyx, sard = gelb) ist die bräunliche Varietät von Chalcedon; es gibt keine klare Abgrenzung gegen diesen.

Der **Topas** ($Al_2[SiO_4](F, OH)_2$, von Topasos, dem ursprünglichen Fundort, heute die Insel Zebirget im Roten Meer) enthält Fluor. Er ist farblos, gelb, rötlich, hellblau oder blaßgrün. Früher wurden so viele gelbe und rotbraune Steine benannt. Lichtbrechung und spezifisches Gewicht sind

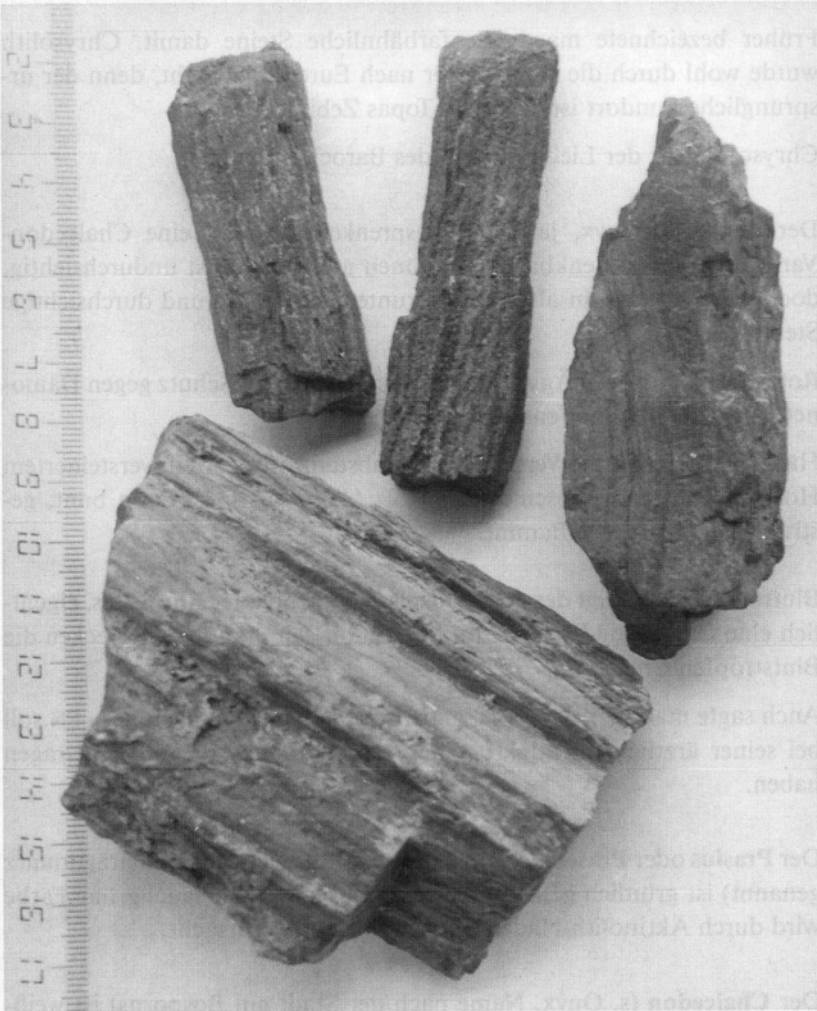


Abb. 3. Verkieseltes Holz aus dem Rotliegenden von Bad Vilbel.

verblüffend ähnlich wie beim Diamant. Geschliffene Topase vom Schneckenstein im sächsischen Erzgebirge sind im Grünen Gewölbe in Dresden zu bewundern.

Der **Chrysolith** ($(\text{Mg,Fe})_2[\text{SiO}_4]$), von chrysos = gold und lithos = Stein) wird auch Peridot oder Olivin genannt und ist blaßgrün, gelbgrün oder grün, wobei die Farbintensität vom Eisengehalt bestimmt ist.

Früher bezeichnete man viele farbähnliche Steine damit. Chrysolith wurde wohl durch die Kreuzfahrer nach Europa gebracht, denn der ursprüngliche Fundort ist wie beim Topas Zebirget.

Chrysolith war der Lieblingsstein des Barock.

Der **Jaspis** (s. Onyx, jaspis = gesprenkelter Stein), eine Chalcedon-Varietät mit allen denkbaren Farbtönen außer blau, ist undurchsichtig, doch verstand man in alter Zeit darunter eher grüne und durchsichtige Steine.

Roter Jaspis wurde in Ägypten den Verstorbenen als Schutz gegen Dämonen auf dem Weg ins Jenseits mitgegeben.

Häufig tritt Jaspis als Versteinerungssubstanz auf, z. B. in versteinertem Holz, „Pseudomorphosen“ nach Holz (Abb. 3). Er ist dann bunt, gestreift, fleckig oder geflammt.

Blutrote Flecken zeigt der grüne Jaspis-Heliotrop oder Blutjaspis, eigentlich eine Chalcedon-Varietät. Im Mittelalter sah man in den Flecken die Blutstropfen Christi.

Auch sagte man dem Jaspis diagnostische Fähigkeiten nach. GALEN soll bei seiner ärztlichen Tätigkeit einen solchen Stein am Finger getragen haben.

Der **Prasius** oder **Prasem** (s. Onyx, prasem = Lauch, auch Smaragdquarz genannt) ist grünlich gefärbt und undurchsichtig. Die lauchgrüne Farbe wird durch Aktinolith-Nadelchen (Strahlstein) verursacht.

Der **Chalcedon** (s. Onyx, Name nach der Stadt am Bosporus) ist weißgrau, bläulich, gelbgrau, blauweiß, wachsglänzend bis matt. Er ist undurchsichtig weil aus feinen Fasern bestehend: das Licht wird an den unzähligen Grenzflächen der Fasern gebrochen.

Chalcedon kommt am Spitzen Stein bei Wiesbaden-Frauenstein vor.

Feuerstein (Flint) ist ein Gemenge von Chalcedon und Opal. Er dürfte der älteste Werkstoff in der Menschheitsgeschichte sein. Beim Anschlagen erzeugt er Funken. Die Steinschloßgewehre, die 1686 erfunden wurden („Flinten“), bedienten sich dieses Steins. In Feuerstein erhalten sind fossile Seeigel und die „Donnerkeile“ (s. u.).

Der **Chrysopras** (s. Onyx, chrysos = gold, prasem = Lauch) ist die grüne und wertvollste Varietät von Chalcedon. Die apfelgrüne Farbe wird durch Nickel verursacht.

Der Stein wurde von FRIEDRICH DEM GROSSEN (1712–1786) zum Schmuck seiner Schlösser verwendet.

Wandplatten aus Chrysopras zieren die Prager Wenzelskapelle.

Der **Rubin** (s. Saphir, rubens = rot), die rote Varietät von Korund, ist durch Chrom gefärbt. Wegen seiner Härte eignet er sich u. a. als Lagerstein für Uhren.

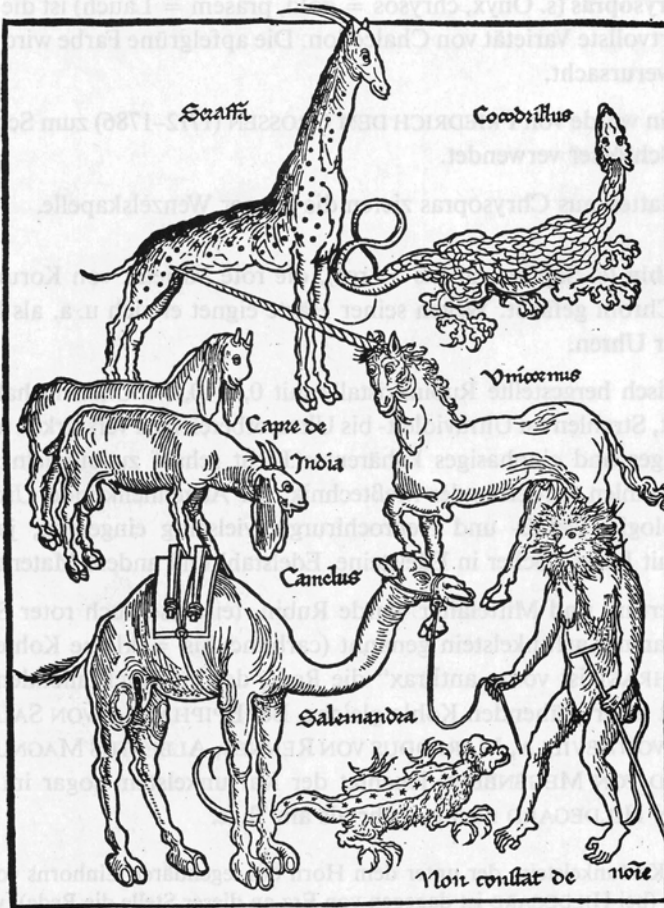
Synthetisch hergestellte Rubinkristalle mit 0,02–0,1% Chromgehalt sind geeignet, Strahlen im Ultraviolett- bis Ultrarotbereich zu verstärken und als einfarbiges und einphasiges kohärentes Licht scharf zu bündeln. Diese Laser-Strahlen werden in der Meßtechnik, der Augenheilkunde, Urologie, Gynäkologie, Gefäß- und Neurochirurgie vielseitig eingesetzt, ja man bohrt mit Laser Löcher in Edelsteine, Edelstahl und andere Materialien.

Im Altertum und Mittelalter wurde Rubin, teilweise auch roter Spinell und Granat Karfunkelstein genannt (carbunculus = kleine Kohle). Bei THEOPHRAST ist vom „anthrax“ die Rede, der im durchfallenden Sonnenlicht einer glühenden Kohle gleiche. Bei EPIPHANIUS VON SALAMIS, ISIDOR VON SEVILLA, MARBODUS VON RENNES, ALBERTUS MAGNUS und KONRAD VON MEGENBERG leuchtet der Karfunkelstein sogar im Dunkeln, bei HILDEGARD nachts mehr als am Tage.

Diesem Karfunkelstein, der unter dem Horn des legendären Einhorns vorkommen soll (bei HILDEGARD ist dagegen von Erz an dieser Stelle die Rede), werden wunderbare Kräfte nachgesagt. Die Verwundung des Amfortas in WOLFRAM VON ESCHENBACHS Parzival wurde geheilt, indem man ein Einhorn tötete, den Karfunkelstein unter seinem Horn herauschnitt und ihn auf die Wunde legte.

Die Sage vom Einhorn geht vielleicht auf Berichte über das indische Nashorn zurück. Nach KTESIAS, Leibarzt am Hofe ARTAXERXES I. (um 398 n. Chr.) ist das Einhorn-Horn an der Spitze purpurrot, in der Mitte schwarz und am Ansatz weiß (EINHORN 1976). Das Tier läßt sich nur von einer keuschen Jungfrau einfangen, indem es bei ihrem Anblick von Erstaunen ergriffen in ihrem Schoß niedersinkt. Ein lebendes Einhorn will der Mainzer Domdekan BERNHARD VON BREIDENBACH († 1497) im Heiligen Land beobachtet haben (Abb. 4).

Ein fossiles Einhorn wollte man 1663 in einer Gipsdoline auf dem Zeunickenberg bei Quedlinburg gefunden haben, und G. W. LEIBNIZ bestätigte daraufhin 1749, daß ein solches Tier wirklich gelebt habe. Der Streit darüber dauerte bis in das



Hec animalia sunt veraciter depicta sicut vidimus in terra sancta

Abb. 4. Das Einhorn („unicornus“) nach dem Reisebericht des Mainzer Domdekans BERNHARD VON BREIDENBACH, veröffentlicht 1486.

19. Jahrhundert. Tatsächlich handelt es sich um falsch rekonstruierte Reste vom Mammut und Wollnashorn (ABEL 1939) (Abb. 5).

Das Horn des sagenhaften Einhorns diente, zermahlen oder zu Bechern verarbeitet (!), als Heilmittel gegen Gifte, Epilepsie und Magenleiden. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gab es gebranntes Einhornpulver im Handel. Zahlreiche Apotheken wie die in Wiesbaden-Dotzheim, tragen den Namen des Fabelwesens.

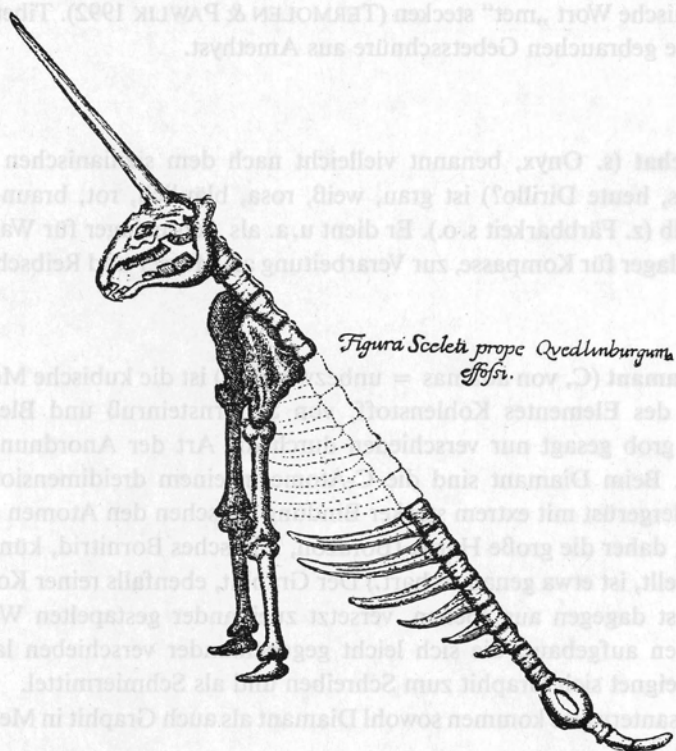


Abb. 5. Das Einhorn nach der Rekonstruktion von LEIBNIZ, Protogaea, 1749.

Tatsächlich war das angebliche Einhorn-Horn der lanzenartig verlängerte Schneidezahn des See-Einhorns, des Narwal (*Monodon monoceros*). Diese bis 6 m lange Walart lebt im nördlichen Eismeer. Zumeist der linke obere Incisive des Männchens wird bis 2,7 m lang. Es ist eine Elfenbeinlanze, mehr Schlagstock als Stichwaffe, außen grau, innen weiß. Auffällig ist die spiralgewundene Form. Sie dient der Stabilität und gleicht aus, sollte der Zahn oben und unten ungleichmäßig schnell wachsen: durch die Drehung bleibt er gerade.

Am Elisabethschrein zu Marburg befand sich angeblich ein Karfunkelstein. Eine mineralogische Prüfung ergab freilich, daß es sich um einen Bergkristall handelte. Seltsamerweise verschwand er nach der Untersuchung (ZIOLKOWSKI 1961).

Der **Amethyst** (s. Onyx, améthystos = unberauscht) ist die violette und begehrteste Varietät des Quarzes. Bei Erhitzung auf 470–560 °C wandelt sich die violette Farbe ins Rötlichgelbe. In dem Namen soll das indo-

germanische Wort „met“ stecken (TERMOLEN & PAWLIK 1992). Tibetische Mönche gebrauchen Gebetsschnüre aus Amethyst.

Der **Achat** (s. Onyx, benannt vielleicht nach dem sizilianischen Fluß Achatos, heute Dirillo?) ist grau, weiß, rosa, bläulich, rot, braun oder graugelb (z. Färbbarkeit s.o.). Er dient u. a. als Achsenlager für Waagen, Zapfenlager für Kompass, zur Verarbeitung als Mörser und Reibschalen.

Der **Diamant** (C, von *adámas* = unbezwingbar) ist die kubische Modifikation des Elementes Kohlenstoff, von Schornsteinruß und Bleistiftminen grob gesagt nur verschieden durch die Art der Anordnung der Atome. Beim Diamant sind die C-Atome in einem dreidimensionalen Tetraedergerüst mit extrem starker Bindung zwischen den Atomen angeordnet, daher die große Härte. (Borazon, kubisches Bornitrid, künstlich hergestellt, ist etwa genau so hart.) Der Graphit, ebenfalls reiner Kohlenstoff, ist dagegen aus ebenen, versetzt zueinander gestapelten Wabenschichten aufgebaut, die sich leicht gegeneinander verschieben lassen. Daher eignet sich Graphit zum Schreiben und als Schmiermittel.

Interessanterweise kommen sowohl Diamant als auch Graphit in Meteoriten vor.

Diamant kann farblos, grün, blau, gelb, rötlich und schwarz sein.

Diamant verbrennt unter Luftabschluß bei etwa 1600°C zu Graphit, in der Sauerstoffflamme bei 700°C zu Kohlendioxid. Er brennt zuerst rot, dann weißglühend, dann in herrlich blauer Flamme; zuletzt, vor dem spurlosen Verschwinden, leuchtet er wie ein Stern nochmals hell auf (HERMANN 1948).

Nach mittelalterlicher Ansicht kann nur ein Mittel den Diamanten erweichen: Bocksblut. Das Tier galt als extrem feurig und hitzig. Der diamantene Helm Gamurets, Parzivals Vater, wurde weich wie ein Schwamm, weil ein Neider aus den Reihen des Kalifen von Bagdad den abgelegten Helm mit Bocksblut beschmiert hatte. Bei FRAUENLOB (ca. 1260–1318) liest man: „Bocksblut zerbricht den Adamas, mit dem man hartes Glas durchgräbt und Edelsteine“.

Kohlenstoff gilt als vielseitigstes Element der Erde. Alles Leben beruht auf der Wandlungsfähigkeit von Kohlenstoffverbindungen. Seit 1985 nutzt man C-Großmoleküle wie C_{60} = Fullerit als Werkstoff für die Mikroelektronik und die Medizin. Kugelförmige Großmoleküle umschließen bestimmte Atome und schleusen sie an ausgesuchte Stellen des menschlichen Körpers.

Der **Magnetstein, Magnetit** (Fe_3O_4 , Name vielleicht von dem Hirten Magnes, der den Stein entdeckt haben soll), soll wegen seiner magnetischen Kräfte schädliche Stoffe binden, Schlangengift aus Wunden ziehen, die Geburt fördern und Wunden heilen, die durch verletzendes Eisen entstanden.

In der Kernspin-Resonanz-Tomographie wertet man heute die magnetischen Eigenschaften mancher Atome im menschlichen Körper aus.

Der **Ligurius**, vermutlich unser Bernstein (etwa $\text{C}_{10}\text{H}_{16}\text{O}$, nach börn = brennen, einst über Ligurien in den Handel gebracht; Ligurion wurde in der Volksetymologie zu Lyngurion, lynx = Luchs, uron = Harn), ist ein Gemisch von Harzen; wachs- bis honiggelb, braunrot, milchigweiß, auch blau, grünlich oder schwarz, entzündbar; wird bei Luftabschluß bei mehr als 140°C klebrig und gummiähnlich. Es ist vermutlich der älteste Schmuckstein der Menschheit.

Im Altertum und noch bei HILDEGARD VON BINGEN ist der Ligurius aus dem Harn des Luchses entstanden, den das Tier verscharrt. Schon DIOSKURIDES, PLINIUS und TACITUS hatten diese Vorstellung abgelehnt.

Der europäische Bernstein, vor allem aus ton- und glimmerreichem Glaukonitsand mit mariner Fauna („blaue Erde“) des Samlandes entstand aus dem Harz von Fichten. Der Zelluloseanteil des Harzes wurde zu Bernsteinsäure. Sie gilt als Nachweis für baltische Herkunft des Bernsteins. Der dominikanische Bernstein wird dagegen von Laubbäumen hergeleitet.

Als bedeutendstes Werk in Bernstein gilt das Bernsteinzimmer. Es wurde 1701–1713 für FRIEDRICH I. von Preußen geschaffen, später in ein Schloß bei Sankt Petersburg und dann nach Königsberg verbracht, wo es 1945 verschwand.

Die antibiotische Wirkung des Harzes verzögert und verhindert bakterielle Tätigkeit und konserviert, wie schon im alten Ägypten bekannt, das Gewebe einbalsamierter Organismen (POINAR & HESS 1985).

Als Inklusen in Bernstein fand man Ameisen, Termiten, Käfer, Zikaden, Grillen, Fliegen, Libellen, Köcherfliegen, Blattläuse, Zuckmücken, Pflanzmücken (entwickeln sich in Pilzen), Wespen, Schmetterlinge, Vogelfedern, Schaben, Skorpione, Gottesanbeterin. Im dominikanischen Bernstein sind Leguane, Geckos und ein Frosch gefunden worden.

Es gibt auch die Ansicht, daß unter Ligurius Belemniten zu verstehen sind. Sie sollen beim Reiben nach Ammoniak riechen, was den Zusam-

menhang mit Luchsurin herstellen könnte (ABEL 1939). Auch das Mineral Titanit wurde mit Ligurius in Verbindung gebracht (TERMOLEN & PAWLIK 1992).

Der **Kristall, Bergkristall** (s. Onyx, von krystallos = Eis), die wasserhaltige Varietät von Quarz, nach HIPPOKRATES (400 v. Chr.) tiefgefrorenes Eis, nach PLINIUS bei heftiger Kälte aus Schnee und himmlischer Feuchtigkeit entstanden. Noch PARACELTUS (1493–1541) erlag dieser Vorstellung, während schon ALEXANDER NECKAM im 12. Jahrhundert die Entstehung aus Eis verworfen hatte, weil Bergkristall auch in heißen Landstrichen vorkomme.

Magische Kugeln, geeignet für den Blick in die Zukunft, bestanden aus Bergkristall. Dieses Mineral kommt in riesigen Aggregaten vor. Die größte Kristallgruppe steht mit 7,8 t Gewicht in Riedenburg im Altmühltal. Der Kreuzberg bei Pleystein im Oberpfälzer Wald besteht aus derbem Rosenquarz; Spuren von Titan und/oder Mangan färben ihn rosa. Die Burg von Wiesbaden-Frauenstein und der Spitze Stein stehen auf Quarzfelsen. Er enthält stellenweise außer Chalcedon Eisenkiesel, Kapfenquarz und Bergkristall (Abb. 2).

Unter „Rheinkiesel“ verstand man ursprünglich abgerollte Bergkristalle aus dem Sankt-Gotthard-Gebiet. Was dagegen heute an Touristenorten an Rhein und Mosel unter dieser Bezeichnung angeboten wird, sind buntschillernde Glasimitationen.

Mineralien der Quarzgruppe dienen seit 5000 Jahren als Rohstoff für die Glasherstellung. Quarzglas verträgt plötzliche Temperaturänderungen. Stark lichtbrechendes Blei- oder Flintglas ermöglicht mannigfache Edelstein-Imitationen.

Silikate sind Rohstoffe für die Siliziumgewinnung. Dieses Element ist Grundlage aller Halbleitertechnik. In der Photovoltaik verwendet man Scheiben aus Silizium-Einkristallen, multikristalline Zellen oder amorphes Silizium. Seit 1970 werden elektronische Uhrwerke von Schwingquarzen gesteuert. Quarzuhren gehen nur wenige Sekunden im Jahr falsch. In Herzschrittmachern können Schwingquarze mit elektronischer Schaltung den Rhythmus des menschlichen Herzens bestimmen.

Die **Perle** („Margarita“, „Berlin“, 84–92% Kalziumkarbonat, 4–13% organische Substanz und 3–4% Wasser) wurde im Mittelalter aus Flußperlmuscheln z. B. der Pfalz gewonnen.

Das Epithel, die äußere Mantelhaut bei Fluß- und Meeresmuscheln, baut die harte Muschelschale auf, umschließt aber auch natürlich oder künstlich in die Muschel gebrachte Fremdkörper. Gelangt etwas Epithel in das Bindegewebe des Mantels, so erzeugt es mit oder ohne Fremdkörper eine Perle. Die Perlschicht wächst etwa 0,3 mm pro Jahr. Sie besteht aus Täfelchen des Minerals Aragonit, die durch Conchyn als organischem Bindemittel verkittet sind. Perlen sind cremeweiß, rosé, goldfarben, grünlich, bläulich oder schwarz. Sie sind empfindlich gegen Schweiß, Kosmetika und Haarspray.

Die Süßwasserperle fluoresziert unter Röntgenstrahlen blaßgrün, Meerwasserperlen nur dann, wenn wie bei der Perlzucht üblich, ihr Kern aus Süßwasserperlmutter besteht.

Nach dem Physiologus entsteht die Perle, wenn die Muschel sich in früher Morgenstunde an der Meeresoberfläche öffnet und den Tau mitsamt den Strahlen von Sonne, Mond und Sternen einsaugt. Nach ALEXANDER NECKAM bewirkt der bei Mondschein fallende Tau bei der Muschel Empfängnis. Sie flüchtet in die Tiefe und gebiert die Perle, jedoch stets nur eine, daher mit Recht „unio“, die Einzige, genannt (LIPPMANN 1971).

Auch bei HILDEGARD wird die Perlenentstehung mystisch erklärt. Die Perlen („Berlin“) ziehen Unrat in sich hinein. In der Tat ist die Implantation von Epithel eine Art Infektion, auf die hin die Muschel die Perle als Abwehrreaktion bildet.

Auch fossil sind Perlen bekannt, so in Muscheln der Tertiärzeit von Waldböckelheim (GEIB 1952) und Klein-Karben (ROLAND 1968).

Der **Karneol** (s. Onyx, nach der Kornelkirsche benannt) ist gefärbt von fein verteiltem Roteisen (Hämatit) oder Chrom, braunrot-fleischfarben und durchscheinend. Nach ALBERTUS MAGNUS (ca. 1200–1280) wird er u. a. im Rhein gefunden.

Der **Alabaster** ($\text{CaSO}_4 \cdot 2\text{H}_2\text{O}$, Name von Alabastron, einer oberägyptischen Stadt, oder von kleinen Salbentöpfchen, die aus Alabaster geschnitten wurden) ist die Dichte-Varietät von Gips, weiß, rötlich oder bräunlich. Im Vergleich zum Marmor fühlt er sich wegen schlechterer Wärmeleitfähigkeit warm an.

Meist wird Alabaster zu Gefäßen verarbeitet.

Nicht zufällig gewinnt die HILDEGARD-Medizin und damit die Lithotherapie in einer Zeit an Interesse, in der ein gewisses Mißtrauen der Chemie gegenüber und eine Hinwendung zu sanften Heilmethoden beobachtbar sind.

Wenngleich die Therapie mit Steinen in antiker und mittelalterlicher Mythologie wurzelt und ihre Wirksamkeit mit den Methoden der Naturwissenschaft kaum belegbar ist, ist man doch verlockt, eine Brücke vom Karfunkelstein zum Laser, vom Magnetstein zum Kernspintomographen und vom Bergkristall zum Herzschrittmacher zu schlagen.

4. Schriftenverzeichnis

- ABEL, O. (1939): Vorzeitliche Tierreste im Deutschen Mythus, Brauchtum und Volksglauben. – 304 S., 186 Abb.; Jena (G. Fischer).
- BRUNNER-TRAUT, E. (1969): Altägyptische Mythen im Physiologus. – Antaios, **10**; Stuttgart.
- CREUTZ, R. (1931): Hildegard von Bingen und Marbodus von Rennes (1035–1123) über die Heilkraft der Edelsteine. – Studien u. Mitt. O.S.B., **1931**: 291–307.
- EINHORN, J. W. (1976): *Spiralis unicornis*. Das Einhorn als Bedeutungsträger in Literatur und Kunst des Mittelalters. – Münster. Mittelalter-Schr., **13**; München.
- FÜHNER, H. (1956): Lithotherapie. Historische Studien über die medizinische Verwendung der Edelsteine. – 150 S.; Ulm (Haug).
- GEIB, K. W. (1952): Über eine fossile Perle aus dem mitteloligozänen Meeressand vom Welschberg bei Waldböckelheim (Nahebergland). – Notizbl. hess. L.-Amt Bodenforsch., (VI), **3**: 31–32, 1 Taf.; Wiesbaden.
- GÜBELIN, E. J. (1974): Edelsteinkundliches Handbuch. – 3. A.; Bonn (Stollfuss). – & WOLGENSINGER, M. (1977): Schmuck- und Edelsteine aus aller Welt. – 144 S., 80 Abb.; Eltville (Rheing. Verl.-Ges.).
- HENKEL, N. (1976): Studien zum Physiologus im Mittelalter. – *Hermaea, German. Forsch., N. F.*, **38**, 227 S.; Tübingen (Niemeyer).
- HERMANN, F. (1948): Diamanten. Ein Buch von kostbaren Steinen. – 139 S., 1 Taf.; Wien (Donau-Verlag).
- HERTZKA, G. (1981): Das Wunder der Hildegard-Medizin. – 3. A., 236 S., div. Abb.; Stein a. Rh. (Christiana).
- & STREHLOW, W. (1985): Die Edelsteinmedizin der hl. Hildegard. – 164 S., 12 Taf.; Freiburg i. Br. (Bauer-Taschenb.).
- KIRNBAUER, F., & SCHUBERT, K. L. (1957): Die Sage vom Magnetberg. – *Leobener Grüne H.*, **28**: 5–24, 10 Abb.; Wien (Montan-Verlag).
- KLIEWE, H. (1971): Wein und Gesundheit. Eine ärztliche und volkstümliche Studie. – 3. A.; Neustadt/Weinstr. (Meininger).

- KÖHNLECHNER, M. (1978): Heilkräfte des Weines. Ein medizinisches Weinbrevier. – 144 S., 11 Abb.; München–Zürich (Droemer).
- LAUCHERT, F. (Hrsg.) (1974): Geschichte des Physiologus. – Reprint, 313 S.; Genf (Slatkine).
- LENZ, H. O. (1966): Mineralogie der alten Griechen und Römer, deutsch in Auszügen aus deren Schriften nebst Anmerkungen. – Neudruck, 194 S.; Wiesbaden (Sändig).
- LIEBER, W. (1978): Menschen, Minen, Mineralien. Mineralogie seit 10 Jahrtausenden. – 219 S., div. Abb.; München (Chr. Weise).
- MEIER, C. (1977): Gemma Spiritalis. Methode und Gebrauch der Edelsteinallegorese vom frühen Christentum bis ins 18. Jahrhundert. Teil 1; München (Wilh. Fink).
- MIELEITNER, K. (1922): Geschichte der Mineralogie im Altertum und im Mittelalter. – Fortschr. Mineral., Kristallogr., Petrogr., 7: 427–480; Jena (G. Fischer).
- MÜLLENMEISTER, H. J. (1989/90): Faszination Edelstein. – 223 S., 174 Abb.; Markt Schwaben.
- POINAR, G. O., & HESS, R. (1985): Preservative Qualities of recent and fossil Resins: Electron Micrograph Studies on Tissue preserved in baltic Amber. – J. Baltic Studies, 16/3: 222–231.
- QUIRING, H. (1954): Die Edelsteine im Amtsschild des jüdischen Hohenpriesters und die Herkunft ihrer Namen. – Sudhoffs Arch., 38.
- RIETHE, P. (1979): HILDEGARD VON BINGEN: Das Buch von den Steinen. – 103 S., 26 Abb.; Salzburg (O. Müller).
- RÖSLER, H. J. (1984): Lehrbuch der Mineralogie. – 3. A., 833 S., 685 Abb., 65 Tab., 3 Beil.; Leipzig (VEB Deutsch. Verl. Grundstoffind.).
- ROLAND, N. (1968): Perlenfunde in einer mittelligozänen *Ostrea callifera* LAMARCK vom Kahlmetz bei Siefersheim (Mainzer Becken). – Mainz. naturw. Arch., 7: 120–125, 6 Abb.; Mainz.
- RUSKA, J. (Hrsg.) (1912): Das Steinbuch des Aristoteles, mit literaturgeschichtlichen Untersuchungen nach der arabischen Handschrift der Bibliothèque Nationale. – 208 S.; Heidelberg (Carl Winter).
- SCHMIDT, P. (1948): Edelsteine. Ihr Wesen und ihr Wert bei den Kulturvölkern. – 172 S., 2 Taf.; Bonn (Verl. d. Buchgemeinde).
- SCHREIBER, G. (1962/63): Der Wein und das mittelalterliche Hospital. – Rhein. Jb. Volkskd., 13/14: 7–23.
- SCHUMANN, W. (1989): Edelsteine und Schmucksteine. Alle Edel- und Schmucksteine der Welt. 1500 Einzelstücke. – BLV-Bestimmungsbuch, 6 A., 255 S., 74 Farbtaf., 213 Abb.; München.
- SCHWALM, J. (1974): Medizin und Mineralogie. – Aufschluß, Jg. 25, H. 6; Heidelberg.
- (1975): Von der Heilkraft der Edelsteine. Die Lithotherapie an der Wende zum 17. Jahrhundert in Zitaten von BACCI und GABELCHOVER. – Aufschluß, Jg. 26, H. 9: 355–367, 2 Abb.; Heidelberg.
- (1993): Fossilien in Volksmedizin und Magie. – Aufschluß, 44: 106–110, 5 Abb.; Heidelberg.

- STRÜBEL, G., & ZIMMER, S. H. (1991): Lexikon der Minerale. – 385 S., 159 Abb.; Stuttgart (Enke).
- TERMOLEN, R., & PAWLIK, M. (Hrsg.) (1992): Heilige Hildegard: Heilkraft der Edelsteine. – 132 S., 16 Taf.; Augsburg (Pattloch).
- VOLLSTÄDT, H., & BAUMGÄRTEL, R. (1982): Edelsteine. – 2. A., 260 S., 215 Abb., 19 Tab.; Stuttgart (Enke).
- ZIOLKOWSKI, T. (1961): Der Karfunkelstein. – Euphorion, 4. F., 55: 297–326.

Anschrift des Autors:
Dr. EBERHARD KÜMMERLE
Hauptstraße 67
65344 Eltville am Rhein

Manuskript eingegangen am 2. 2. 1994